

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N^o 50.

1881.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Herrschen oder dienen?

Roman von W. Kaufsky.

(23. Fortsetzung.)

Fritz drückte den Brief an seine Lippen in tiefer übermächtiger Bewegung. In seinen Augen hingen Tränen. Es waren Tränen der aufrichtigsten Trauer um das arme Mädchen, dem er so oft gezürnt. Zugleich aber empfand auch er in aufquellender Freude, daß ihn nun nichts mehr von Minna trennen könne, und daß er sie als sein Weib an sein Herz drücken dürfe.

Aber würden nicht Tage noch vergehen, ehe sie hierherkam, und er sollte sie allein lassen in dieser Zeit der Trauer? Er wollte es nicht. Er besaß das Geld zur Reise und bedachte nichts weiter; er wollte fort mit dem Nachtzuge noch.

Ehe 24 Stunden vergingen, konnte er an ihrer Seite sein.

Er ging im Zimmer auf und nieder, er wollte sich sofort reisefertig machen, er hatte keinen andern Gedanken mehr.

Da vernam er Schritte, die durch die Sala kamen, ein Kaufschon wie von einem seidnen Gewande.

Er sah nach der Tür — die Klinke bewegte sich — sie ward geöffnet.

Eine Dame im dunklen Kleide, die einen großen, ihre ganze Gestalt umflatternden Schleier über sich geworfen, trat über die Schwelle.

Die kräftige Farbe seiner Wangen erbläute: Es war Elvira.

Sie tat einige Schritte und blieb stehen.

Ihre großen Augen hasteten an seinen Zügen mit einem langen Blick. — Sie wußte alles — sie war verschmät. —

Ihre nervösen Finger zerrissen unter ihrem Schleier die Spitzen ihrer venetianischen Mantiglie. Den ganzen Tag hatte sie sich mit diesem schrecklichen Gedanken gefoltert; in grausamer Selbstpeinigung sich vorgehalten, daß sie des Geliebten nicht würdig sei. Sie wollte ihm entzagen und hatte ihn doch erwartet. Und dann waren wieder sanftere und reinere Empfindungen in ihr aufgegangen: seit dem Augenblick, wo sie an dem Herzen eines ehrlichen Mannes gelegen, glaubte sie sich als ein besseres Wesen zu fühlen; aller Läuterung fähig und aller Nachsicht würdig. Und wieder hoffte sie und bangte aufs neue. Aber er zögerte zu kommen, und die Ungewißheit ward ihr unerträglich.

Jetzt hatte sie Gewißheit, — sie brachte ihrem Glück den Todesstoß.

Aber wo Scham gebietet, da ist die Selbstbeherrschung im Weibe übergroß: sie erzwang ein Lächeln.

„Fritz,“ sagte sie leise, so leise, daß es nur wie ein Hauch von ihren Lippen sich löste, „es war ein Irrtum gewesen, und wir sind nun beide zum Bewußtsein dieses Irrtums gekommen.“

Er schien einen Augenblick ungewiß, was er sagen, wie er ihr antworten sollte, dann langsam und schwer: „Elvira, ich wollte soeben zu dir, du bist mir zuvorgekommen.“

„Ich bin dir zuvorgekommen,“ wiederholte sie mit gesenktem Haupte, mit gesenktem Blick.

Eine kurze Pause entstand, dann gewann ihre Stimme etwas Wärme und Leben: „Gewäre meinem Stolze die einzige Genugthuung, Fritz; laß meine Hand es sein, die leise entwirrt und löst, was ein Augenblick des Kaufsches, der Verwirrung zusammentun wollte, laß mich es aussprechen, was wir beide tief im Herzen fühlen, daß unsere Verbindung unmöglich ist, weil — weil wir darin doch nie ein ungetrübtes Glück gefunden hätten.“ Sie erhob die Augen zu ihm, sie erwartete seine Antwort, wie ein Beurtheiler den Spruch. Er fühlte es vielleicht. Er war sehr blaß, aber seine Stimme klang fest, wenn auch ernst und traurig:

„So ist es, Elvira, wir wären niemals glücklich geworden.“

Sie hatte die Lehne eines Stuhles erfaßt, langsam ließ sie sich auf denselben niedersinken.

Ihre Finger tasteten nervös umher, sie schoben ein Papier bei Seite, das vor ihr auf dem Tische lag.

„Dies es“, bat Fritz, „ich habe es soeben erhalten.“

Ihre Augen überflogen die ersten Zeilen.

„Mädchen ist tot!“ rief sie entsetzt, erschüttert. Sie nam den Brief in beide Hände und las, sie las ihn bis zu Ende.

Ihre Brust hob und senkte sich unter dem Ansturm eines Schmerzes, der nichts Selbststüchtiges mehr hatte. Sie konnte um eine andere und mit einer anderen weinen, sie konnte weinen über das Unrecht, das sie ihr zugefügt. Eine aufrichtige Bekümmernis, eine heftige Reue überkam sie.

Sie hatte es ja nicht gewußt, daß ihn jene so über alles lieb hatte, so lieb wie sie, sie hatte es nicht für möglich gehalten, und die Tatsachen, die sie beobachtet, schienen ihr recht zu geben.

Leichtbetörte, rief es in ihrem Innern, du habtest geglaubt, was du wünschtest! — Sie schlug beide Hände vor ihr Gesicht.

Fritz war an das Fenster getreten, er sah hinaus in die schwüle Nacht, die keinen einzigen Stern mehr am Himmel zeigte.

Es war eine geraume Zeit beängstigend still in dem Gemach. Jetzt fiel ein leises Wort, Elvira rief ihn an ihre Seite.

Er kam. Sie verhüllte nicht mehr ihr Antlitz, es erschien mild und ruhig; aus den schönen Augen schimmerte der seelenvolle Strahl edler Entsagung.

„Ich werde ferne von euch weilen, wenn ihr eure Hochzeit feiert,“ sagte sie sanft, „fern und einsam; aber euer Glück wird meinem Herzen wieder die erste ware Empfindung von Freude geben, der ich mich werde ganz überlassen dürfen. Ich darf und will nicht jetzt um eure Freundschaft bitten, aber einst, wenn ihr beide glücklich seid, werdet ihr sie mir gewären.“

Fritz reichte ihr tiefbewegt die Hand.

„Elvira, sprich nicht so zu mir, dem einzig Schuldigen.“

Sie unterbrach ihn rasch: „Wir haben beide gefelt; aber Klagen wir uns nicht zu bitter an.“ Ihre Gestalt erhob sich zu einer stolzeren Haltung, und ihre Augen flammten wieder in jenem innern Feuer auf, das die Begeisterung entzündet. „Wir sind beide Künstler; was andre kalt läßt, hat unsere Sinne in Aufzur gebracht; es war die Macht des Schönen, die unsere Herzen aufjubeln ließ in Entzücken, überquellen in Sehnsucht, voll Kraftbewußtsein einander nähern und ineinander strömen, — diese Macht hat uns überwältigt und bezwungen! Aber wir konten eine Schwachheit begehen, eine Schlechtigkeit niemals! Fritz, das Glück, das ich erhoffte, es lastete schon auf mir wie ein Vergehen; ich wollte es mir nicht eingestehn, ich wollte einmal meinem Herzen folgen dürfen, aber nun ist mir alles klar, und es konte nicht anders kommen, und es durfte nicht, — und der Mann, der einzige, den ich so hoch gehalten, weil ich ihn immer mannhast und treu gefunden, der mußte meine Hand verwerfen, wenn er sich nicht selber untreu werden, wenn er nicht früher oder später in meiner eignen Achtung sinken sollte.“

„Elvira!“

„Sprich nichts, ich will dich ja nicht anders,“ ihr Mund verzog sich wie im Schmolzen und sie lächelte, indes eine vorreilige Träne ihr ins Auge stürzte, „der Glaube an Manneswert und Manneskraft ist einem Weibe nötig, wenn es auf sittlicher Höhe sich erhalten will. Laß mich dran glauben, ich werde dann wieder an mich selber glauben dürfen.“

Sie hatte die aufquellende Weichheit besiegt, ihre Augen strahlten klar; sie heftete einen großen, schönen Blick auf ihn; ihre Wangen waren gerödet und ihre Stimme hatte all' den Zauber, den eine volle Seele hineinzulegen vermag.

Und Fritz hing wieder an diesen Augen, an diesen so verführerischen Lippen. Sie füllte es, füllte die Nacht, die sie noch über ihn besaß, aber sie senkte den Kopf und wante sich ab.

Sie hatten beide nach Fassung zu ringen. Nach einer Pause sagte sie leiser, in ziemlicher Gelassenheit:

„Ich verlasse in einigen Tagen Benedig; ich werde es zu veranstalten wissen, daß wir nicht mehr miteinander singen,“ sie lächelte ein wenig, „dazu, Fritz, fülle ich doch nicht die Kraft in mir.“ Sie nam plötzlich ihr Spizentuch enge zusammen, als ob sie's kräfteste, dann streckte sie ihm aus diesem dunklen, zarten Gewebe die schmale, weiße Hand entgegen: „Leb wohl!“

Er nam sie in die seine und hielt sie einen Augenblick fest, one sie indes an seine Lippen zu füren, dann sagte er männlich ernst, fast feierlich:

„Elvira, meine Achtung und meine Freundschaft für dich kann unmöglich zu irgendeiner Zeit höher wachsen, als in diesem Augenblick.“

Sie entzog ihm rasch die Hand, sie winkte ihm zu und eilte gegen die Tür. Er nam das Licht und folgte ihr.

Rasch und schweigend schritten sie die breite Treppe hinunter. Vor dem Portale erwartete sie die Gondel; sie stieg rasch ein, noch ehe er ihr seine Hand anbieten konte, und sank in das dunkle Kissen zurück. Der Wind, der sich erhoben, warf ihr den Schleier zurück und versing sich in ihren Locken. Sie zog ihn häufig wieder über ihren Kopf und weit herab über ihr Antlitz.

„Gute Nacht,“ kam es unter der dunklen Hülle hervor, wie in gebrochenen Tönen, „Adio!“ Sie lehnte sich ganz zurück; die Gondel fur rasch den Quai entlang nach ihrer Villa.

Fritz blieb auf der Marmortreppe; er sah ihr nach und sah hinaus in die dunkle, stürmische Nacht. Der Wind begann zu rasender Heftigkeit anzuwachsen. Er durchwülte ihm das Har und peitschte ihm Salzfome in das Gesicht.

Er blieb unbeweglich, nur seine breite Brust hob sich zu tieferem Atemholen.

„Mag sich's austoben,“ murmelte er, „mag alles in wildem Wüten aufeinanderstürmen, aus Sturm und Nacht wird doch ein neuer Tag geboren.“

Da füllte er sich von rückwärts gezerzt, rasch wendete er sich um. Die kleine Domenika stand hinter ihm und suchte sich an ihm festzuhalten, damit der Sturm sie nicht erfassen könne.

„Signor,“ sagte sie, „wissen Sie nicht, wo sie hingegangen ist und weshalb sie solange ausbleibt? Es ist bald Mitternacht, ich kann es nicht begreifen.“

„Von wem sprichst du?“

„Von der Patrona.“

„Wie, deine Herrin ist nicht zuhause?“

„Gewiß nicht; es sind jetzt drei Stunden, da eilt sie aus dem Zimmer, so wie sie war, one Hut und Mantiglia, und komt nicht wieder. Ich habe sie im ganzen Hause gesucht, vergebens.“

„Und der Herr?“ fragte Fritz, dem unglaublich schien, was die Kleine da vorbrachte.

„Noch garnicht nachhause gekommen.“

Fritz erschrak heftig. Was war da geschehen? Aber er wendete sich, er wollte selbst nachsehen, nur seinen eigenen Augen trauen.

Ein Ausschrei Domenikas baute ihn fest, ließ ihn wieder nach ihr zurückbliden.

Domenika war nun bis an die Stufen, die das Wasser überflutete, hervorgetreten. Sie hielt sich an dem Gondelpfal fest; aber der Wind versing sich in ihren Kleidern und drote, sie in das Wasser zu schleudern.

Fritz rief ihr zu; sie aber deutete mit den heftigsten Geberden gegen das Wasser.

„Sie kommen, sie kommen!“ schrie sie, um sich zwischen dem Heulen des Sturmes hindurch verständlich zu machen.

Fritz hatte nun selbst eine Gondel bemerkt, die kräftig geführt, rasch herantam.

„Cencio ist mit ihnen!“ brüllte Domenika und ließ den Gondelpfal los. Sie fiel bis an die Hüften ins Wasser, aber sie hatte die Genugtuung, die heranschließende Gondel festhalten und ihren Cencio in Empfang nemen zu können.

Siebenzehntes Kapitel.

Wir müssen nun, da wir gleichzeitig sich abspielende Ereignisse doch nur nacheinander zu erzählen vermögen, um einige Stunden zurückkehren, um Marie auf ihrer nächtlichen Gondelfahrt zu begleiten.

War es ihr gelungen, ihren Gatten aufzufinden, ihn der ihm drohenden Gefahr zu entreißen? Auch hier drängte alles zu einer Katastrophe. Die Gondel, die sie trug, hatte sich unter der wackeren Führung rasch durch die engen Kanäle hindurchgewunden und war bei den Fundamente nuove heraus in die offene Lagune gekommen. Hier war die Luft etwas in Bewegung und erschien dadurch weniger schwül und drückend.

Der Mond war noch nicht heraufgekommen und die Dunstschicht, die über dem Wasser lag und es, so weit das Auge reichte, mit dem Firmament verband, dämpfte sogar das Licht der Sterne. Dunkel und träge lag die Lagune, ein totes Meer, und nur von Zeit zu Zeit kam ein Luftzug von den Alpen daher, und in kleinen aufspringenden Wellen zog es dann wie Schauer über die weite Fläche.

Man fur, die Stadt im Rücken lassend, hinaus gegen Norden.

Der Alte am Steuer warf prüfende Blicke umher; sein grobknochiges verwittertes Gesicht trug einen Zug von Besorgnis, und er schüttelte zuweilen den Kopf.

Die andern arbeiteten gut, in gleichmäßigen Ruderschlägen, die sie mit einer Art Melodie im Takt zu erhalten suchten.

So rasch nun auch das Fahrzeug dahin schoß, Marie erschien es noch immer zu langsam und von ihrem Sitz herabgleitend, kauerte sie auf dem Boden der Gondel und wand sich in fiebernder Ungeduld.

Man kam an einer kleinen Insel vorbei, der Gräberinsel Benedigs; große dunkle Cypressen sahen über eine lichte Mauer, und ihre sich zuspizenden Gipfel neigten sich langsam, mit einem säuselnden Getöse emander zu; sie tauschten wol Klage um Klage an diesem still traurigen Ort? — Und gleich daneben die Kirche San Michele. Der schöne Bau hebt sich in schwarzer ernster Kontur von dem nächtlich-grauen dunstigen Firmament. Und hier fällt ein rötlicher Schein durch ein hohes Spizfenster; in dem Seitenschiff der Kirche ist Licht.

Es ist die ewige Flamme, die hier Brent und flackert, und Marie siet hinüber nach diesem rötlich-trüben Lichte und sie denkt sich, wie oft wol hier der Mönche einer in einsamer Nacht gewacht und seinem gequälten Herzen, sei es nun von Schuld und Reue bedrückt, von Weltschmerz oder eignem Leid geängstet, in brünstigen Gebeten Luft gemacht.

Und auch in ihr erwacht der dunkle Drang, das angeerbte und anezogene Bedürfnis, das in den Augenblicken der Schwäche und Bedrängnis noch etwas außer uns verlangt, nach einer Welt, von der wir nichts wissen können, weil sie über die Grenzen unseres Seins hinausget und von der wir deshalb alles — glauben dürfen.

Und sie fällt auf die Knie und in Angst und Bangigkeit vergehend, streckt sie die Hände flehend nach den Wolken empor.

Da stößt sie plötzlich einen Schrei aus.

Vor ihr, ganz dicht vor ihr, taucht etwas dunkles aus den Wellen auf, und, darauf ein Mann, nein, ein Riese ist's! dunkel, dräuend, bis in den Himmel ragend. Sie hebt die Hand, als wolle sie das Schreckbild von sich weisen — es bleibt unbeweglich und scheint sich doch zu nähern — zu wachsen noch — ganz gegen den Horizont gestellt, ist es ins Uebermenschliche, Gespenstige gezogen.

Ist es ein Dämon der Nacht, der hier den dunklen Fluten entsteigt, um sie aufzuhalten, um sie zu hindern, den Gatten zu retten?!

Ihren erregten Sinnen, die soeben in frommen Phantasien aus dem Bereich des Natürlichen ins Uebernatürliche geschweift, erscheint es so, aber schon ist Cencio an ihrer Seite und er beruhigt sie.

„Es ist die Dogana, fürchten Sie nichts, Madame; das Schiff lauert auf Schmuggler, der eine Doganier hält Wache, indes die andern schlafen. Sehen Sie, wir kommen jetzt ganz dicht an ihnen vorüber.“

Marie atmete auf, und ein wenig beschämt, senkte sie den Kopf, dann blickte sie mit erneuter Unruhe hinaus über die weite Lagune.

Der Mond, eine rote, nach der einen Seite schon stark eingegeworfene Scheibe, tauchte soeben aus dem Wasser empor, langsam und groß, von einer trüben Dunstmasse umgeben und selbst getrübt.

„Werden wir denn nicht bald nach Murano kommen?“ fragt die unglückliche Frau.

„Wir steuern drauf los, Signora.“

„Und wann werden wir es erreicht haben, Cencio?“

„In zehn Minuten.“

„So lange noch? Es ist schrecklich. Sie kennen den Ort?“

„So ziemlich, Signora.“

„Es befindet sich eine Vigna dort, nicht war?“

„O freilich, am Ende der Insel nach Nordost, da wird Gemüse und Wein gebaut und Maulbeerbäume stehen da in stattlichen Reihen.“

„Und das Campo Santo Muranos?“

„Ist auch dort, der Friedhof lehnt sich an die Gärten an.“

„So dacht ich es; ich will hin nach dem Campo Santo, sagen Sie es den Leuten.“

Dorthin! rief Cencio erstaunt, nachdem er dem Führer die Weisung übermittelte, und hierauf sich in fast zarter Vertraulichkeit der jungen Frau zuneigend, fragte er zaudernd: „Sie suchen doch — ihn Signora?“

Einer der jungen Bursche schrie in dem Augenblick Cencio zu und deutete mit der Hand nach dem Wasser, nach der Richtung, von der sie soeben gekommen waren. Auf dem nun vom Mond erleuchteten Wasser machte sich ein dunkler Gegenstand bemerkbar.

„Es schwimmt!“ rief Cencio.

„Und es ist kein Schiff der Donane und kein Fischerbot.“

„Es hat die Bewegungen einer Gondel,“ bemerkten die andern. Auch Marie hatte nach dem bezeichneten Punkt hinausgesehen.

„Eine Gondel!“ rief sie in jähem Schreck.

„Sie fürchten eine Verfolgung, Madame?“ fragten die Männer.

„Es könnte de Vita sein und Giuliano,“ stammelte sie, alle Vorsicht vergessend, und dann mit aufgehobenen Händen gegen die Leute gewendet: „Nur schnell, schnell, ich muß lange vor ihnen an Ort und Stelle sein, ich habe einen Bedroten zu warnen, es gilt ein Menschenleben!“

„Unbesorgt,“ versetzte der Steuermann, „wir sind jetzt in Murano und wir haben zehn Minuten voraus.“

Sie bogen in den Kanal und fuhren den Quai entlang, auf dem zu beiden Seiten eng aneinandergereihte Häuser standen.

Aber nächtliche Stille ringsum, keine Menschenseele ward sichtbar, und nichts zu sehen, nichts zu hören, kein Licht, kein

Geräusch, das lebendige Tätigkeit bekundet hätte; Murano schien ausgestorben. Die Glasarbeiter, die in der dortigen Fabrik arbeiten, hatten, ermüdet von ihrem beschwerlichen Tagewerk, sich schon zur Ruhe begeben, die Fischer waren noch nicht heimgekehrt.

Wie geheimnisvoll wird unsre Phantasie erregt, wenn wir einen Ort im Dunkel der Nacht zum erstenmale sehen, aber wie beklemmt es uns bis ins innerste, wie erregt es im Angstgefühl alle unsere Sinne, wenn wir die Gegenstände, die diese Dunkelheit verschleiert, dennoch erfassen, sie mit den weitvergrößerten Augen, ja mit der Seele durchdringen möchten, weil alles davon abhängt, hier den zu finden, den wir in Gefahr wissen. So blickt Marie umher, späht in zitternder Ungeduld nach diesen Baulichkeiten, und ob sie nicht bald ein Ende nehmen würden. Immer noch tauchten neue auf, aber immer verfallener erschienen diese einst stolzen Bauten, deren Mauern sich gesenkt, deren Pfeiler zerbröckelt waren, sodas Dach und Loggia schief standen; und zwischen diesen Marmorhäusern erschienen neue, kleine, ärmliche Häuschen, und diese wurden immer häufiger und immer zerlumpter. Da war nur selten ein ganzes Fenster, eine solide Tür zu sehen. Hier waren Bretter vor die Türöffnung gestellt, dort flatterte ein Vorhang als einziger Abschluß gegen die Straße. Diese da, die hier wonten, im mühsamen Erwerb sich quälten und doch an allem Mangel litten, sie hatten keine Diebe zu fürchten.

Der Kanal ward allmählich breiter, und da lagen nun dunkle, phantastisch aussehende Fahrzeuge, Fischerbarken in allen Formen und Größen. Einige mit aufgezogenem Segel, die meisten derselben entkleidet, sodas die schlanken Masten hoch und dunkel emporrugten. Dazwischen große, tonnenartige Körbe, in denen die winzigen Meercrebschen aufbewahrt werden, und zu beiden Seiten des Ufers die zum trocknen aufgespannten Netze mit großen und kleinen Maschen, von hohen Stangen gehalten, dann wieder am Boden sich hinziehend, den Quai verengend, sodas es aussah, als müßte man sich darin verfangen.

„Murano ist one Ende,“ stönte Marie und rang still die Hände. „Wo sind die Weingärten, wo ist das Gräberfeld?“

„Wir kommen dahin, Signora.“

„Ich möchte aussteigen,“ bat sie, „ich werde zu Fuß rascher dort sein.“

„Wir fliegen, Signora.“

Der Kanal, der sich geweitet, teilte sich jetzt in zwei Wasserstraßen.

„Also nach dem Campo santo get's?“ fragte nochmals der Steuermann. „Dann faren wir rechts.“

„Signora,“ flüsterte Cencio, und seine Worte klangen so weisend, so bedeutungsvoll, „der Weg zur Villa de Vitas führt links, — wissen Sie's denn so ganz bestimmt, das Sie ihn am Campo santo finden?“

Marie rang die Hände in Verwirrung und Unentslossenheit. „Ich weiß es nicht, weiß ihn nicht genau zu finden, aber ich glaube, das — Cencio, Sie sagten ja, die Vigna stoße an das Campo santo?“

„So ist es, die Insel wird da ganz schmal, sie liegen dicht nebeneinander, und es muß sich wol ein Fußweg finden, der von dem Campo nach der Vigna führt.“

„Vorwärts!“ befahl Marie, als sie bemerkte, das die Männer im Rudern innehielten.

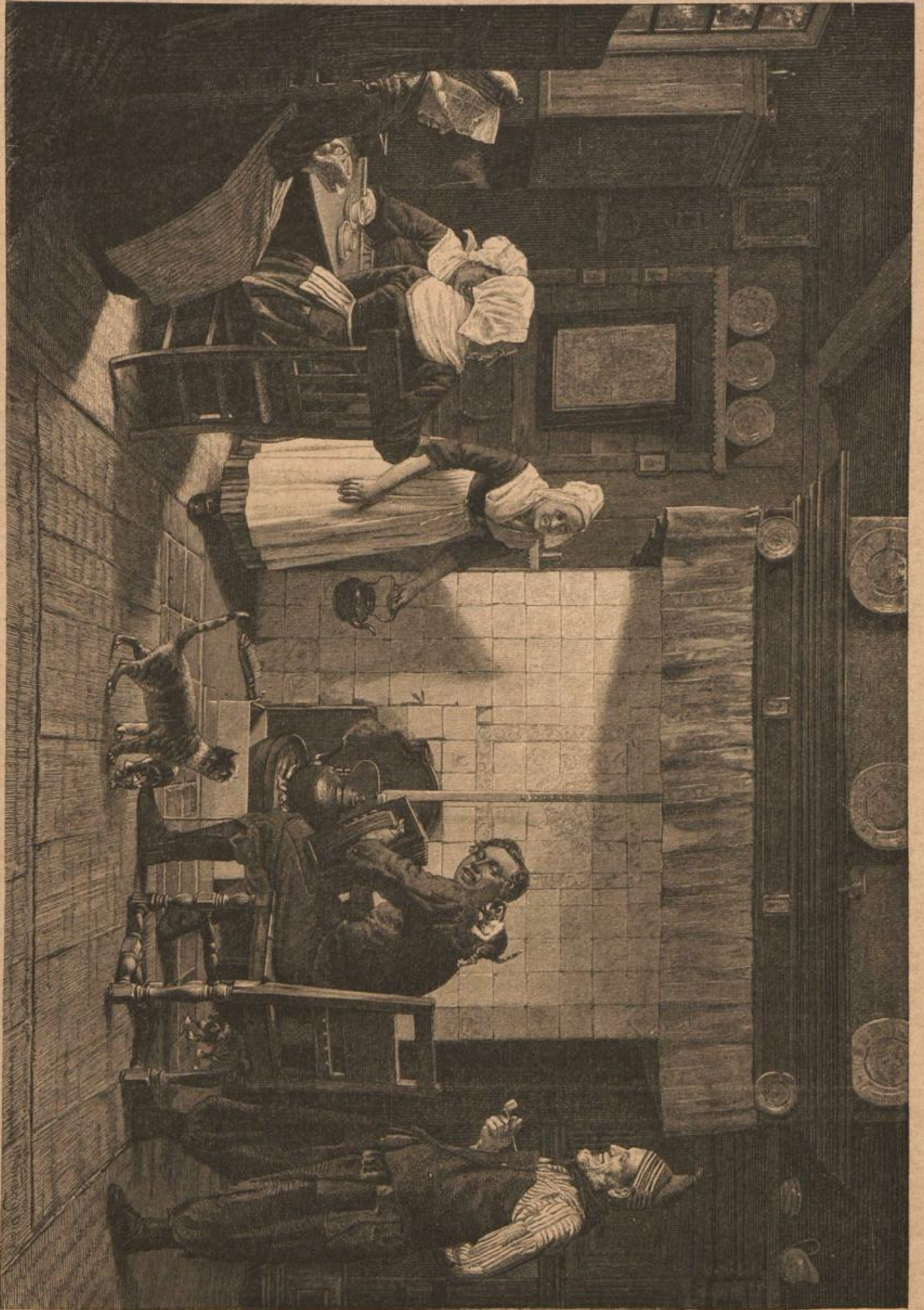
„Halt!“ rief Cencio in rascher Aufeinanderfolge. „Ich will aussteigen, ich wende mich links, ich werde von dieser Seite die Vigna zu erreichen suchen, so kann er uns nicht entgehen; am Campo santo treffen wir zusammen.“

Er war auf die Marmorstufen des Landungsplatzes gesprungen und er lief wie ein Hirsch den erhöhten Quai entlang, der sich nach links zog. Die Gondel blieb nach rechts gewendet, und man setzte alle Kräfte ein, um mit der gleichen Schnelligkeit wie vorher vorwärts zu kommen. Schon standen die Häuschen nur vereinzelt, kleine Gärthchen zeigten sich und Lauben, und jetzt sah man hohe Cypressen grade vor ihnen in die Luft ragen.

„Die Cypressen des Campo santo, Signora,“ bemerkte der Führer, indem er darauf hinwies.

„Endlich, endlich!“ rief sie und sprang in die Höhe und drängte nach der Spitze der Gondel; ihr war, als müßte sie sterben, wenn sie noch einen Augenblick länger darin verweilte.

(Fortsetzung folgt.)



Geförte Sonlagsmuffik. (Seite 612.)

Bilder aus dem Privatleben der Griechen und Römer.

Von Dr. Max Fogler.

Vielleicht fragt sich der Leser, wenn wir ihm hier Bilder aus dem Privatleben der in kultureller Hinsicht höchstentwickelten Völker des Altertums vorführen wollen, wie es uns möglich ist, genaue Kenntnis der Daseinsweise der letzteren zu besitzen, über all die

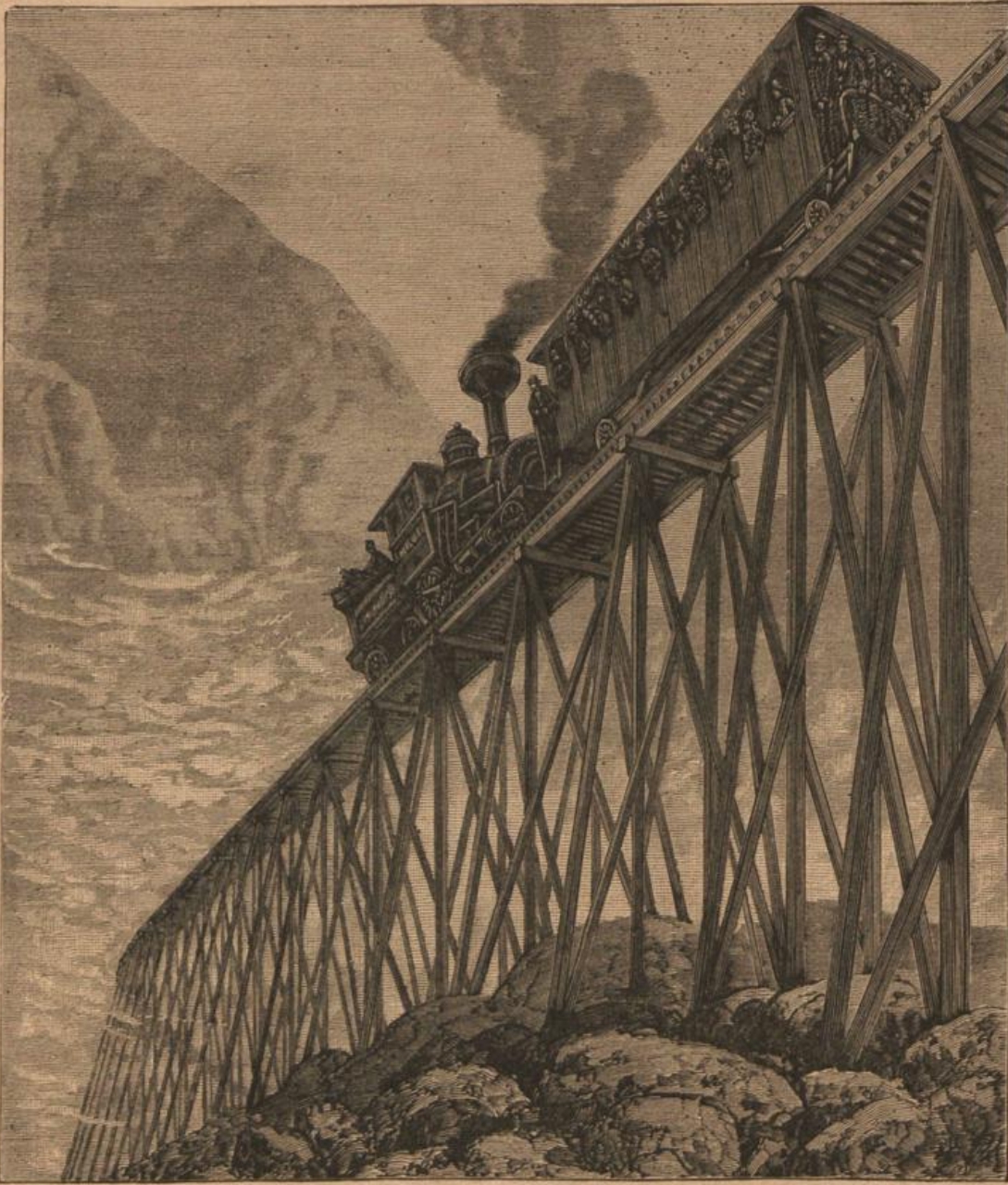
Formen, Regeln und Gewohnheiten unterrichtet zu sein, die von ihnen sowol im alltäglichen Gange, wie unter den verschiedenen Umständen und Wechselfällen des Lebens beobachtet wurden. Der Leser würde damit die Frage nach den Quellen und Hilfsmitteln geschichtlicher Kenntnis überhaupt ausgesprochen haben, und im vorliegenden Falle wäre ihm darauf zu antworten, daß wir bereits in den Werken des alten Homer eine Fülle von Mitteilungen finden, die uns tiefe und klare Einblicke in das Privatleben des Volkes, dem er angehörte, tun lassen; noch mehr aber ist dies bei dem

Geschichtsschreiber Herodot (geb.

zwischen 490—480 v. Chr.) der Fall. Dann sind es die Lyriker, und von diesen namentlich Pindar, die uns in dieser Hinsicht belehren, ferner vor allem der große Satiriker Aristophanes, der Komödiendichter Menander (zu Alexanders des Großen Zeit), ganz besonders aber der sophistische Philosoph Athenäus (um 228), der in seinem fünfzehn Bücher umfassenden Werke: „Die gelehrte Tischgesellschaft“ sich in Gesprächsform über Gegenstände des gesellschaftlichen und häuslichen Lebens verbreitet und dabei unschätzbare Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften und Künste, Sitten und Gewerbe gibt, wodurch uns übrigens, nebenbei bemerkt, zugleich eine Menge wichtiger Bruchstücke aus zum Teil verloren gegangenen Werken griechischer Schriftsteller (es werden deren darin 1500 aufgeführt), aufbewahrt worden ist. Weitere Aufschlüsse

verdanken wir dann Julius Pollux, dem Lexikographen und Rhetor, ferner dem geistvollen Biographen Plutarch (erstes Jahrhundert n. Chr. Geb.), dem im dritten Jahrhundert nach Christi Geburt lebenden Sophisten Alkiphron, der in seinen 118 Briefen

in gefälliger Schreibweise eine Schilderung der Sitten und Kulturzustände, vornemlich Athens, durch Beschreibung verschiedener Stände (Fischer, Bauern, Parasiten und Hetären) entwirft, dem Verfasser des kleinen Epos „Heros und Leander“, Musäus, dem Roman-schriftsteller Heliodor — um 400 n. Chr. — und dem in gleicher Richtung schaffenden, ein Jahrhundert später lebenden Achilles Tatius, ferner Chariton, gleichfalls Roman-schriftsteller, und einer Anzahl anderer Autoren. Dazu kommen als wesentlichste Hilfsmittel die Werke der bildenden Kunst, vor allem die Vasen und Reliefs. Von dem Privat-



Eine Eisenbahnfahrt von dem Berg Washington in Neuhamphire. (Seite 612.)

leben der Römer empfangen wir aus den Werken fast aller Schriftsteller dieses Volkes, sowie aus den uns sonst überbliebenen Denkmälern des römischen Altertums weitgehende und sichere Kenntnis.

Um nun zu zeigen, wie die Griechen und Römer in ihrem privaten Leben sich gaben und gebaben, muß zunächst darauf hingewiesen werden, daß bei beiden Völkern die Scheidelinie zwischen diesem und dem öffentlichen Leben überhaupt sehr schwer zu ziehen ist; denn alle persönliche Betätigung lief auf den Staat, die Öffentlichkeit hinaus, der einzelne lebte nur für den Staat, jede Seite des Lebens erschien als ein Teil des Gesamtlebens der Nation. Unter den Griechen war dies hauptsächlich bei den Spartanern der Fall, bei denen von Geburt an die ganze Existenz

des einzelnen an den Staat geknüpft, das Kind bereits der Familie entfremdet und als Ziel seiner ganzen Ausbildung lediglich Tüchtigkeit und Brauchbarkeit für den Staat angesehen wurde, während bei den Athenern eine freiere Ansicht von dem Verhältnis des einzelnen zur Gesamtheit herrschte, derzufolge auch eine vom Staate nicht unmittelbar abhängige, ihm nicht unmittelbar dienende Bildung ihre Berücksichtigung fand und überhaupt die Ausbildung zu einem geistig und körperlich gesunden, sitzlich freien und starken, für jede Art von Schönheit eine weiteres empfänglichen Menschen als das Ziel der Erziehung erscheint. Diese Gesichtspunkte dürfen also bei einer Betrachtung des Lebens der Griechen und Römer nicht aus den Augen gelassen werden. Wir gebeten die letztere in der Weise stattfinden zu lassen, daß wir die Blicke des Lesers immer zuerst auf Griechenland, dann auf die entsprechenden römischen Verhältnisse richten.

Hatte das Kind die Augen zum Leben aufgeschlagen, so wurde zuerst die Frage erörtert, ob dasselbe am Leben erhalten werden solle oder nicht. Bei den Spartanern verfuhr man, wie bekannt, in dieser Hinsicht mit besonderer Strenge. Unmittelbar nach der Geburt trafen die Aeltesten die Entscheidung über das Leben des Kindes. Ziel dieselbe günstig aus, so blieb es bis zum siebenten Jahre in der Familie. Im anderen Falle wurde das Kind in eine Bergkluft am Taygetos geschleudert. Das neugeborene Kind wurde in eine Schale Wein getaucht, jedes krüppelhafte oder gebrechliche sofort getötet. Als Wasser zum Bad wurde zuerst kaltes, dann lauwarmeres benützt. Nach dem ersten Bade bettete man das Kind in Windeln, erst am vierten oder fünften Tage wurde es feierlich in die Familie aufgenommen, und der Vater erklärte damit gewissermaßen, ob er es auferziehen oder aussetzen wolle.

Die wohlhabenden Mütter ernährten die Kinder nicht selbst, sondern übergaben sie den Ammen, die entweder Sklavinnen — und das war zummeist der Fall — oder arme Bürgerinnen waren. Besonders waren die Lakonierinnen gesucht. Sodann kam das Kind in die Hände der Wärterin, die es pflegte, es herumtrug und durch Klappern und das Darreichen von Puppen die kleinen Schreihälse zur Ruhe brachte. Auch derbe Schläge wurden nicht gescheut, und außerdem suchten die Wärterinnen ihre Unbefohlenen, wenn sie verständiger zu werden begannen, durch allerlei Schreckbilder und Fabeln von Unarten abzuhalten. Als Ammenmärchen dienten schon einzelne, leicht zu erfassende Füge aus den Helensagen, neben denen man den Kindern gern Tierfabeln erzählte, deren schon Herodot erwähnt. Die Zweifel spielten dabei schon in der ältesten Zeit auch manche von den Fabeln, die wir bei dem Zeitgenossen Solons und der sieben Weisen, Aesop, wiederfinden, eine Rolle.

Mit dem siebenten Jahre kam in Sparta bereits der Staat die Erziehung des Knaben in die Hand; übrigens wurden hier die Mädchen ganz in derselben Weise wie diese erzogen. Sie hatten auch ihre eigenen gymnastischen Übungen, was zur Folge hatte, daß sich in ihnen ein fast männlicher Charakter entwickelte. Die Knaben sollten vor allem tüchtige Krieger werden; zu diesem Zwecke wurden die Altersgenossen zusammengetan, in Ober- und Unterabteilungen verteilt, deren jede unter der Führung des tüchtigsten Knaben aus ihrer Mitte, das ganze unter Leitung des Paidonomos, des Vorstehers der Jugendziehung, stand. Es waltete eine eiserne und erbarmungslose Zucht. Vom zwölften Jahre an mußte ein kurzer Mantel unverändert als Kleidung für Sommer und Winter genügen, die Füße blieben unbeschuht, das Lager war hart und kalt, meist aus dem vom Knaben eine Hülse eines Messers selbst zusammengerafften Schilf des Eurotas gebildet.

Durch eine äußerst einfache und knapp zugemessene Nahrung wurde das Kind früh an Entbehrung gewöhnt, dem Hungernden aber — so seltsam uns das scheint — Diebstahl von Nahrungsmitteln erlaubt. Man sah es sogar gern, wenn der letztere mit kühner List und Erfolg ausgeführt wurde, während Hunger und Geißelhiebe denjenigen trafen, der sich ergreifen ließ. Die Schärfung des Geistes erwartete man vorzüglich von dem stetigen Umgange der Knaben untereinander, wenn auch keineswegs jeder geistige Unterricht ausgeschlossen war. Neckereien und Spottereien forderten den Witz heraus, spornten zu schneller, schlagfertiger Antwort, und wer es hinsichtlich der „lakonischen Kürze“ am weitesten brachte, erfreute sich des meisten Beifalls. Nach strenger Regel wurden die gymnastischen Übungen getrieben, die nicht bloß den Knaben und Jüngling, sondern den jungen Mann bis zum dreißigsten Lebensjahre in Anspruch namen.

Bei den Athenern wurden die Knaben vom sechsten Jahre an der Aufsicht eines „Pädagogen“ anvertraut, der freilich nicht immer, wie man wol erwarten sollte, vorzüglich gebildet, sondern meist ein Sklave war. Ihm lag es in der Hauptsache ob, die Knaben, wenn sie zeitig aufgestanden waren, sich gewaschen und ihre aus Brot und Obst bestehende Morgenmalzeit zu sich genommen hatten, überallhin zu begleiten, namentlich in die Schule, deren Besuch sehr regelmäßig sein mußte; er erscheint demnach nicht eigentlich als Lehrer, sondern vielmehr als Erzieher der ihm anvertrauten Knaben. Der erste Unterricht bestand im Schreiben und Lesen, wobei besonders auf deutliche und bestimmte Aussprache Gewicht gelegt wurde. Die Schulen waren Privat-Anstalten, eine Aufsicht des Staates über den Unterricht finden wir garnicht, oder doch in sehr beschränktem Maße, weshalb die Aemeren häufig schon früh zu einem Handwerk übergangen; ja, es kam in seltenen Fällen wol gar vor, daß Kinder ganz Unbemittelter ohne allen Unterricht aufwuchsen. Die Elementarlehrer erfreuten sich nicht besonderen Ansehens, weil viele, ohne selbst die erforderliche Bildung zum Lehrberuf zu besitzen, sich diesem nur mit Rücksicht auf den dadurch gewonnenen geringen Erwerb zuwanden. Natürlich aber waren unter ihnen auch sehr gebildete und darum allgemein geachtete Männer. Die Einname der Lehrer bestand ausschließlich in Honorar, welches wol nach dem Rufe und der Tüchtigkeit derselben ein verschiedenes war. Der Unterricht nam schon am frühen Morgen seinen Anfang und setzte sich auch am Nachmittage fort.

Nachdem der Elementarunterricht, in welchem sich zum Lesen und Schreiben noch die Anfangsgründe im Rechnen gesellten, beendet, begann die Ausbildung durch den Grammatikus, der besonders das Lesen, Auswendiglernen und Vortragen poetischer Stücke leitete. Als Grundlage dieses ganzen Unterrichts dienten neben etischen Gedichten und Fabeln vor allem die Gesänge des Homer, der die Quelle und der Mittelpunkt hellenischer Bildung blieb, obschon ihn einige Philosophen wegen, ihrer Meinung nach, leichtfertiger Ansichten über die Götter aus der Schule verbant wissen wollten. Seine Gesänge lernten die Knaben, die sich Bücher nicht leicht anschaffen konnten, durch Hören auswendig und zwar ganze große Stücke derselben. Daneben wurde Hesiod gelesen, dessen Lektüre sich diejenige der Dyrer und der drei großen Dramendichter Euripides, Sophokles und Aeschylos anschloß. Auch legte man besonderen Wert auf das Auswendiglernen von Sentenzen, Sprüchwörtern, charakteristischen und lebhaften Stellen aus den Schriftstellern, und in späterer Zeit wurde den Geschichtschreibern Herodot, Xenophon und Thukydides lebendige Aufmerksamkeit zugewendet. Die historischen Kenntnisse suchte man durch das Anschauen von Bildern zu befestigen, besonders auch durch Darstellungen aus der Ilias und Odyssee, wovon uns einige interessante erhalten sind.

Zu dieser Art von Unterricht trat dann etwa mit dem dreizehnten Jahre die Musik, deren große etische Bedeutung die Hellenen vor allem erkannten, und mit der in den Mußestunden sich zu beschäftigen, man für das edelste Vergnügen ansah. Vor allem wurde der Gesang und das Flötenspiel gepflegt. Das Zeichnen wurde merkwürdigerweise erst im vierten Jahrhundert v. Chr. ein allgemeiner Lehrgegenstand in den Schulen. Besser stand es um den Unterricht in den mathematischen Wissenschaften, die ja durch die Philosophen bedeutende Förderung erfuhren. Als ein sehr wesentlicher Teil der Erziehung wurden die Turnübungen angesehen, die in verschiedenen Stufen, vom einfachen Ballspiel, Laufen, Springen, Speißwerfen bis zum Ring- und Faustkampf einander folgten. Daneben schwamm man fleißig und badete häufig; selbst das kälteste Wasser wurde nicht gescheut. Sokrates ging sogar barfuß auf dem Eis. Auch gab es ausgezeichnete Taucher. Als Vorbereitung für den Kriegsdienst traten noch Übungen in den Waffen und in der Reitkunst hinzu. Allenthalben wurde streng auf Anstand, edle Haltung und Sitte geachtet.

Wie bekannt, fanden diese körperlichen Übungen in dem Gymnasium statt, das in keiner griechischen Stadt fehlte; größere Städte besaßen deren sogar mehrere. Ursprünglich nur einfache von Säulen umgebene Höfe, namen diese Gymnasien einen immer größeren Umfang und höhere Pracht an. Namentlich wurde auf würdige Ausschmückung derselben durch plastische Kunstwerke gesehen. Die Gymnasien bildeten in der Regel ein großes Quadrat, von schattigen Baumpflanzungen umgeben und einen großen freien Platz in sich schließend, der vorzugsweise zu Leibesübungen und Spielen benützt wurde. Das Gebäude enthielt Ringsaal, Auskleidungszimmer, Ballspielsaal, Gänge, zum Wettrennen bestimmt;

ferner fand man in den Gymnasien einen Teich und Bassins zum Baden, sowie einen amphitheatralisch geformten Sitzraum für eine große Zuschauermenge. Andere, mit steinernen Bänken an den Wänden versehene Hallen dienten den Philosophen, Rhetoren u. a. zu Unterhaltungen und Belehrungen. Vor allem hatte in dem hervorragendsten Gymnasium von Athen, der sogenannten „Akademie“, das sich schon durch seine äußerst vorteilhafte Lage auszeichnete, alles einen geheimnisvoll feierlichen Anstrich. Rings um dasselbe waren liebliche Anlagen von Platanen und Delbaumpflanzungen hergerichtet, und außer diesen und den sich daran anschließenden Spaziergängen befanden sich daselbst noch ein Altar der Musen, mit Statuen geschmückt, Altäre der Götter, des Herakles, des Prometheus, ein Heiligtum der Athene u. s. w. Wenn man sich das alles in lebendiger Gestaltung zurückdenkt, so mag einen allerdings das Gefühl jener Sehnsucht nach dieser heiter schönen hellenischen Welt überkommen, wie sie dem unglücklichen Hölzerlin die Verse eingegeben hat, in denen er von Athen sagt:

„Wo durch Stützen der Iffissus rann,
Wo die Jünglinge sich Ruhm erkannen,
Wo die Herzen Socrates gewann“ . . .

Ihren Abschluß erreichte die geistige Ausbildung durch den Unterricht bei den Philosophen und Rhetoren, der sich insbesondere auf Rhetorik, Philosophie und Staatskunst erstreckte. Freilich konnten sich diese Ausbildung nur Reichere teilhaftig machen, da für diesen Unterricht ganz bedeutende Honorare bezahlt werden mußten. Sokrates und Aristippos ließen sich z. B. 1000 Drachmen (ein Drachme = ungefähr 80 Pfennige) für ihren Unterricht bezahlen. Es braucht wol nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß diese Art von Unterricht erst während der Blütezeit des Hellenentums eintreten konnte, und daß das Bedürfnis nach einem solchen sich in desto höherem Grade geltend machte, je mehr die geistige Tätigkeit sich ausbreitete, verzweigte und die mannigfachen Interessen des öffentlichen Lebens und der gesteigerte allgemeine Bildungsgrad eine höhere theoretische Ausbildung des einzelnen erheischten. (Fortsetzung folgt.)

Aus Deutschlands schlimmster Blut- und Eisenzeit.

Historische Novelle von Carl Cassau.

(4. Fortsetzung.)

IV.

Einst wird kommen der Tag, da das heilige Aion hinsinkt,
Erleamos selbst und das Volk des langenkundigen Königs.“
(Afiabe.)

In einem Zimmer des Erdgeschosses eines behäbigen Bürgerhauses, nahe am Ulrichstore auf dem Breiten Wege zu Magdeburg saßen in der Mitte des Monats April im Jahre 1631 drei Personen beisammen. In dem hohen Manne mit der schmalpelzverbräunten Ratsherrnrobe erkennen wir leicht einen alten Bekanten wieder, Professor Knaek, jezo vom Stadtschreiber bis zum Stadtsyndikus emporgestiegen. Es ist früh morgens und ein wundervoller Frühlingsstag schaut durch das offene Fenster aus dem Garten herein, in dem schon Tulipanen, Schlüsselblumen und Krokus auf den Beetchen blühen. In einem Lehnstuhl, ihrem Gatten gegenüber, sitzt die Frau Syndikus, jetzt schon fünf Jahre an der leidigen Gicht krankend. Zwischen beiden sitzt die Wonne des Hauses, eine echt deutsche, hochgewachsene Jungfrau mit köstlich blondem Haar und großen, dunkelblauen Augen, einst die kleine Jutta.

In der Ferne hört man von Zeit zu Zeit ein dumpfes Dröhnen.

„Hörst du, Vater,“ beginnt Jutta das Gespräch, „sie schießen wieder aus der großen Batterie!“

„Ja, und die unsrigen antworten aus dem ‚Heideck‘ und vom ‚Zwinger‘ aus.“

„Ist auch keine Gefahr?“ fragt die kranke Mutter mit einem Wink ihrer Augen nach dem offenen Fenster.

„Nicht die geringste,“ versicherte der Gatte, „die Holzblende ist hoch und dick genug.“

Und er erhob sich, gleichsam seine Worte zu kontrollieren, und siehe da, im kleinen Garten ist eine Art von Zaun von dicken Brettern aufgerichtet, der die Gartenseite des Hauses vollkommen vor feindlichen Kugeln schützt.

„Werden wir uns halten können, Vater?“ fragte Jutta angstvoll.

„Mit Gottes Hilfe ja, mein Kind; sonst sei uns auch Gott gnädig!“ setzte er dumpf hinzu.

„Sind die Kaiserlichen so schlimm und so gefährlich, lieber Mann?“ warf hier die Kranke ein.

„Es sind die entmenschten Banden der Kroaten und Slavonen, die pappenheim'schen und isolanischen Regimenter, nebst den Wallonen, durch den Krieg ganz vertiert, die uns eingeschlossen halten; wo außerdem Schramhans, so nent man Pappenheim wegen seiner vielen Wunden, kommandirt, da ist Raub, Mord und Blünderung die Parole!“

„Aber hört man denn garnichts von Gustav Adolfs? Es ist doch nunmehr fast Monatsfrist, daß er in Deutschland gelandet ist, und mehr als Monatsfrist, daß wir mit ihm das Bündnis eingegangen?“ warf Jutta besorgt ein.

Der Syndikus seufzte schwer auf; seit zwei Wochen erwartete man schon mit Sehnsucht schwedische Hilfe. Zwar hatte Magde-

burg einst Kaiser Karl V. siegreich getrozt, und man hatte damals, als der starke Kaiser auch Meß vergeblich belagerte, spottweise gesungen:

„Die Meß und die Magd
Haben dem Kaiser den Tanz versagt,“

zwar hatte die Festung auch anno 1629 dem Waldsteiner widerstanden, aber so ernstlich war auch die starke, jedoch nicht regelrecht verproviantirte Festung noch nicht belagert worden, wie von dem 30 000 Mann starken Heere des alten Korporals, der die einzig durch ihre Bürger verteidigte Stadt zu ermüden hoffte. Zwar zweifelte der ergraute Feldherr der Liga von vornherein an einem ernstlichen Erfolg seit dem Abend auf dem „Neuen Hause“ zu Hameln, wo er mit den Grafen von Granzfeld und Pappenheim die Belagerung Magdeburgs verabredete, und eine Windsbraut die Verhandlungen unversehens störte, sodas der abergläubische Tilly sich bekrenzt hatte, aber dafür war Pappenheim die Seele des ganzen Unternehmens, denn er trieb die Belagerer zu immer neuen Anstrengungen und brachte die Laufgräben den Werken der Stadt jetzt so nahe, daß ein Sturm bald gewagt werden konnte.

Jetzt ertönten Trompetenfanfaren in der Stadt. Der Syndikus und Jutta eilten nach der Haustür; und da ritten denn unter Begleitung eines Trompeters, der schmetternde Signale der langen schwedischen Trompete entlockte, sechs Offiziere in blau und gelb, die schwedischen Farben, gekleidet, mit Schärpen und Federn den Breiten Weg entlang.

„Gott sei Dank,“ rief der Syndikus bewegt aus, „es sind Gustav Adolfs Boten, die seine baldige Ankunft anmelden!“

„Aber wie kommen sie in die Stadt, durch die Reihen unsrer Feinde?“ warf Jutta ein.

„Kriegslisten, Kind! Weißt du nicht, daß unsere Spione täglich die feindlichen Ketten passiren?“

Und er sah dem Zuge bewegt nach, der sich dem Domplatz zu bewegte, wo der Administrator wonete.

Eben saß die Familie wieder beisammen, das gestörte Frühstück fortzusetzen, als Koffesstampfen vor der Tür ertönte. Dann betrat ein stattlicher schwedischer Lieutenant die Haustür und rief nach dem Hausherrn, der aufsprang und den Gast eintreten ließ, während ein herbeigerufener Bürger das Pferd draußen hielt.

„Ich bin“, begann der Fremde in ziemlich geläufigem Deutsch, „der schwedische Lieutenant Berg und in Euer Haus zur Herberge gewiesen; sorgt für mein Tier und zeigt mir meine Behausung!“

Der Syndikus sah den Sprecher befremdet an.

„Komt Ihr als Freund oder Feind, Herr? In jedem Falle sollt Ihr wissen, daß ein Syndikus der Stadt Magdeburg sich nicht in einem solchem Tone gebieten läßt!“ Er schellte.

„Fürt das Pferd des Herrn in den Stall und verpflegt es!“ gebot er dem Diener. „Und du, Jutta, zeige dem Gaste sein Zimmer im oberen Stock, besorge auch Azung und Trunk in Fülle! Mich überhebt Ihr wol der weiteren Erfüllung gastlicher Pflichten für heute, da mein Amt ruft!“

Man hörte im Vibriren der Stimme das Grollen über des Gastes Ungebür, der vor Verlegenheit nicht wußte, was er sagen sollte.

„Verzeit, Herr Syndikus; des Kriegers Art ist rauh; auf unsern Schneebergen wachsen keine Komplimente, entschuldigt mein —!“

„Schon gut!“

Jetzt erschien Jutta mit dem Schlüsselbunde, hüpfte leichtfüßig die Wendeltreppe hinauf und rief von oben:

„Kommt, Herr Lieutenant, und nemt Euer Gemach in Besitz!“

Sie stieß die Fensterläden auf und ließ die Aprilsonne ins Gemach; dann wollte sie schnellfüßig hinunter, aber Berg versperrte ihr den Weg. Bewundernd stand er in der Tür, entzückt von der herrlichen Gestalt und dem Adel des Gesichts. Auch Berg war ein schöner Mann, nur sein Auge hatte etwas unstätes und wildes.

„Gebt Raum, Herr Schwede,“ meinte sie launig, „daß ich Euch nach des Vaters Weisung Nzung und reichlichen Trunk bringe!“ Doch der Krieger haschte nach ihrer Hand, die sie schnell barg. „Brecht Ihr in der ersten Viertelstunde so das Gastrecht und wollt ein Freund der Stadt sein, Herr Schwede? — Hütel Euch!“

Sie sah ihm so hart und so ernsthaft ins schwarze, unstäte Auge, daß er beschämt zurückwich und sie freigab. Bald war der „Herr Schwede“ versorgt, aber Jutta betrat die oberen Räume von diesem Tage an nicht wieder, indem sie die Bedienung des Fremden Sybille, der alten Magd des Hauses, übertrug. Berg blieb auch vom Familienverkehr auf immer ausgeschlossen.

Eine Weile später verließ der Syndikus behufs einer Rats-sitzung das Haus.

Gustav Adolf sandte dem Administrator sechs erfahrene Offiziere zur Leitung der Verteidigung, darunter Dietrich von Falkenberg, seinen Vertrauten, und Hoyer von Mansfeld, seinen Liebling, beide Obristen in der Armee, alsdann zwei Rittmeister und zwei Lieutenants. Er selbst, so ließ er berichten, sei noch mit Verhandlungen mit Kurbrandenburg und Sachsen beschäftigt; one Sicherung im Rücken könne er sich nicht soweit nach Süden vorwagen. Dietrich von Falkenberg ward mit der Belagerung, Hoyer von Mansfeld mit den Verhandlungen beauftragt; diesen beiden hat der König alles Vertrauen zu erweisen.

Groß war die Freude des Wiedersehens zwischen Hoyer und Raniel; ersterer erkannte den Syndikus sogleich, letzterer aber hatte Mühe, sich den stattlichen schwedischen Obristen als den einstigen blaffen Knaben Mansfeld-Hoyer vorzustellen. Arm in Arm wandelten sie unter dem Gedröhn der Kanonen und Kartäunen den Breiten Weg hinauf; manches Frauenauge blickte dem schmucken Offizier wolgefällig nach, bis beide im Hause des Syndikus verschwand.

Jutta hatte unterdes mit Fleiß ihren Berrichtungen obgelegen; nun gab sie der kranken Mutter labende Tropfen, dann ordnete sie den Mittagstisch, auf dem zimmerne Teller, die an Festtagen durch silberne ersetzt wurden, schimmerten. Vor dem Sipe des Syndikus aber glänzte ein großer Silberbecher, eine Gabe des Rates der Stadt. Dem fremden Gaste hatte man oben getafelt, er sollte nie in das Familienbeisitztum kommen. Jetzt sah sie, mit den beiden langen schweren blonden Böpfen spielend und träumend am Fenster im Lehnstule. Ihr Blick schweifte weit, weit hinaus nach Jngolstadt. Da sah sie sich in dem düstern, wunderbar ausgestatteten Zimmer auf einem Tische sitzen; vor ihr der alte Stürig, neben ihr Mansfeld mit den blonden Locken und den prachtvollen blauen Augen; sie hörte seine Stimme, wie er sie, sich sehnd nach der Spielgefährtin, rief. Wie er wol aussah, ob er ihrer noch gedachte, die ihn nie vergaß? Aber wie war ihr denn? War das nicht seine Stimme?

Eben trat der Vater mit einem schwedischen Obristen in den Korridor. Jetzt öffnete der Syndikus die Tür zum Bonzimmer und nötigte den Gast, voranzutreten. Ein Ausruf von beiden Seiten klang fast zusammen wie ein harmonischer Akkord:

„Jutta!“ — „Mansfeld!“

Sie hielten sich lange umarmt; die Frau Syndikus nickte befreidigt, Raniel aber sah das Par verwundert an. Als Hoyer seine Arme öffnete, um die Tante ebenfalls zu begrüßen, sank Jutta fast wie in Ohnmacht zurück. Nachdem ihr die Besinnung wiedergekehrt, da wandelte sie umher wie im Traume, und ähnlich erging es auch Hoyer. Ob denn das nur die rechte Liebe war, das Wolgefallen, das er beim Anblick dieses herrlichen Meisterwerks der Natur verspürte? Daß sich ihre holden Züge so bei

ihm eingepägt, daß er Jutta sogleich wiedererkannte? Jutta war schön, schön wie der Frühling draußen. Was war Erna dagegen, was ihre Leppigkeit gegen die keusche Jutta?

Die letztere holte unterdes eine Kanne des alten vom Vater befohlenen Weines aus dem Keller herauf, und obwol sie im Finstern dahinwandelte, so war es ihr doch, als brenten tausend Christbäume um sie her, und ihre Lippen murmelten das „Geständnis“:

„Nur einmal traf mein Auge seinen Blick,
Da war es mir, als wär' mein Herz entflamt,
Als wollt' der Lebensfunken, Gott entflamt,
Zu seinem Ursprung wallen gleich zurück.
Nur eins lag meinem geist'gen Auge bloß:
Mehr als die Welt lieb' ich ihn namenlos.“

Jetzt betrat sie, mechanisch den Krug tragend, den Korridor. Da legte sich von hinten ein Arm um ihren schlanken Hals und zog den Kopf zurück, ein glühender Atem streifte ihre Wange. Sie bog den Kopf zur Seite, nicht anders meinend, als Hoyer füre einen seiner Knabenstreichs wie damals aus, als sie zu Jngolstadt am „langen Chim“ spielten, und erblickte — das Gesicht des Lieutenants Berg. — Ein Schrei, ein Fall — der Krug lag zerschmettert auf der Erde.

Gleichzeitig erschienen Hoyer und der Syndikus vor der Tür des Familienzimmers.

„Vater, Hoyer,“ schrie die Jungfrau geängstigt, „schützt mich vor den Nachstellungen dieses — dieses — Menschen!“

Ein strenger Blick des Syndikus traf den unglücklichen Berg; da aber trat Hoyer vor:

„Ueberlaßt das mir zu ordnen, Onkel! — Herr Lieutenant Berg, gebt Euren Degen! Ihr habt zehn Tage Hausarrest, verlaßt zur Stelle dieses gasliche Haus, dessen Frieden Ihr gestört, und begeben Euch dahin, wohin Euer Quartierschein lautet; ich werde sogleich in dieser Sache dem Rat Mitteilung machen!“

So geschah es. Noch zur selbigen Minute verließ der Schwede rachejähnend das Haus; auf der Straße hob er drohend die Faust:

„Er und sie, sie sollen es beide büßen!“

Dann ging er aufs Rathaus und fand bald darauf am andern Ende der Stadt eine Aufnahme.

Einigermassen erregt setzte man sich nun im rauelfchen Hause zum Mittagssmale nieder, bei dem diesmal die beiden Männer hauptsächlich das Wort führten. Man erörterte ausführlich die Lage der Stadt, führte die Mittel der Belagerer und Belagerten auf und kam zu dem Schlusse, daß man sich reichlich halten könne, bis Gustav Adolf komme. Dann fragte man nach den Lebensschicksalen Hoyers, und dieser hielt seinem Könige eine glänzende Lobrede, der alle gerührt lauschten.

Er schloß mit den Worten: „Nun müssen sich auch die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen erklären, sonst wüßte sie Gustav Adolf von der Landkarte; Magdeburg wird nicht verlassen! Kaiser Ferdinand aber mag sich hüten vor dem ‚Schneekönig‘, der seinen Tron noch wird wackeln machen!“

Das Mal war zu Ende. Juttas Blick hing an dem geliebten Manne, der Syndikus aber nam den großen, gefüllten Becher und brachte den Trinkspruch aus:

„Auf den König Gustav Adolf, den Vorkämpfer unseres Glaubens!“

Der Becher kreiste, dann gingen die drei in den Garten, die Kranke aber blieb in ihren wollenen Decken im Lehnstul zurück.

Der Syndikus ging in den Anlagen voll blühender Bäume bald hierhin an ein Beet, bald dorthin an ein Feld und besah seine Lieblingsblumen; bald warf er einen besorgten Blick auf die Geschosse, die hoch über ihnen durch die Luft zogen. Hoyer aber und Jutta wandelten Arm in Arm den Gang hinab und hinauf, selig flüsternd von ihrer Kindheit, ihren Spielen, bis endlich an einem eben grünenden Stachelbeergebüsch plötzlich Hoyer niederkniend rief:

„Jutta, Geliebte meines Herzens, verzeihe meine Eile; du weißt, ein Krieger fragt nicht lang; höre mich und sage mir, daß auch du mir gut bist, denn ich liebe dich mehr als mein Leben, liebe dich bis in Ewigkeit!“

Jutta aber hob ihn wie eine Rose erglühend empor und lag weinend und lachend an seinem Halse:

„Haben wir uns denn nicht je und je geliebt? Kontest du Jutta wol einmal ganz vergessen?“

Es zog etwas wie ein Schatten vor der Seele Hoyers vorbei bei diesen kindlichen Worten, aber auch ein wirklicher Schatten fiel plötzlich auf die Liebenden: Syndikus Raniel stand zum zweitenmale

vor dem seligen Vate. Diesmal war er weniger verwundert, sondern sagte ganz ruhig:

„Also hat meine Alte doch recht gehabt, damals in Ingolstadt schon? — Nun, Kinder, meinen Segen habt Ihr!“ Dann wollte er weiter wandeln, seine Rührung zu verbergen.

Hoyer aber umarmte ihn stürmisch und bat: „Nein, gebt uns Euren Segen, Vater, hier unter den blühenden Bäumen!“

Sie knieten vor ihm und der Syndikus legte seine Hände auf

die Häupter der beiden, die Batterien der Festung aber sangen das Brautlied dazu. „Ein gutes Geschick erhalte euch für einander in diesen schweren, bekümmerten Zeiten und gebe euch den Segen der Eiden! Amen!“

Bei dem Lehnstuhl der kranken Mutter aber wechselten die Verlobten die Ringe.

Andern Tages zog Mansfeld in seines Oheims Haus als Gast ein.

(Fortsetzung folgt.)

Tendenzkritik wider Tendenzdramatik.

Eine Entgegnung wider die Arbeit „Das Theater zur Zeit der französischen Revolution“ von B. Sincerus in der „N. W.“ Nr. 47, 48.
Von Bruno Geiser.

B. Sincerus hatte sich eine ungemein interessante Aufgabe gestellt, indem er zeigen wollte, was während der französischen Revolution auf dem Gebiete des Dramas von Seiten des Volkes geleistet worden ist, das sich vermaß, die alten, in langsamem historischen Entwicklungsprozeß gewordenen Staats- und Gesellschaftsverhältnisse mit furchtbaren Faustschlägen zu zertrümmern und sein staatlich Heim allein, one Bevormundung und Kommando eines einzelnen Herrschenden von Grund aus neu zu zimmern.

Diese ungemein interessante Aufgabe zu lösen, war freilich auch ungemein schwer; aus vielen Gründen schwer.

Man erlaube mir, daß ich hier nur den vornehmsten dieser Gründe vorlege. Wenn man etwas richtig, menschlichem Vermögen und dem Zeitverstande gemäß richtig, beurteilen will, muß man objektiv urteilen, d. h. man muß die Dinge so nehmen, wie sie sind, wie sie entstanden sind und sich entwickelt haben, man hat sich seiner persönlichen Sympatien und Antipatien zu entäußern, man darf seinen über andere als die in Frage stehenden Dinge bereits fertigen Urteilen und Vorurteilen keinen Einfluß gestatten, — man muß sich fügen und geben, so unparteilich und erhaben über Nebendinge und Kleinlichkeiten, Gunst und Mißgunst, wie ein echter und gerechter Richter es soll, in dessen Hand Wol und Wehe seiner Mitmenschen gegeben ist.

So unparteilich zu sein, ist in jedem Falle schwer; am schwersten da, wo wichtige, tiefgreifende Interessen ins Spiel kommen. Bei der französischen Revolution handelte es sich um Haus und Hof, Leib und Leben, Thron und Altar, — es handelte sich um das finanzielle und politische Machterbe von Generationen und Jahrhunderten, um die Ideen- und Glaubenshinterlassenschaft von mehr als einem Jartausend.

Was wunder, wenn da heute noch der Leute Blut in Wallung gerät, sobald sie von jenem furchtbaren Würfelenspiel in Frankreichs weltmächtiger Hauptstadt reden und schreiben!

Was wunder, wenn die einen, die geistigen Enkel und Urenkel der Sansküllotten von Paris und Marseille, wie sie heutzutage zu millionen durch aller Herren Länder zerstreut sind, was wunder, sage ich, wenn diese aus allem, was in jenen Zeiten von ihren Ahnen gesungen ward, die gewaltigen, überwältigenden Klänge der Marseillaise hervorklingen hören, wenn sie in allem, was die Revolution getan, ein Stück ewiger Gerechtigkeit zu erkennen sich einbilden und verehren?

Und wer hätte ein Recht, es den andern zu verdenken, daß sie jener, wie sie die Geschichte nennt, „großen“ Revolution noch heute zürnen; daß sie in den Gassen des Paris von 1789–94 nur die Ströme von Blut, die zu Galgen degrabirten Laternen, den Menschenopferaltar der Guillotine schauen; daß sie im Konvent und in den Klubs, in den Sektionen und bei den Weibern der Halle nur Gewalt und Brutalität das Wort füren, und alle Laster und Verbrechen, die Menschenphantasie erinnern kann, predigen hören? Jenen anderen, die von den französischen

Emigranten stammen, oder deren aristokratischer Freundschaft nebst Anhang in den übrigen Ländern unserer alten Europa!

Das eine ist so erklärlich und so entschuldbar, aber auch so unkritisch wie das andre.

Wenn man den Demokraten anmerkt oder den Aristokraten, den Republikfreundlichen oder — Feindlichen, wenn er irgendwelche literarische Erzeugnisse oder historische Ereignisse zu kritisieren oder zu erforschen unternimmt, der kann ein sehr guter, gesehener, edelgedenkender Mensch sein — aber ein schlechter Kritiker, ein unzuverlässiger Forscher ist er bestimmt.

Der geistvolle und kenntnisreiche Schriftsteller, welcher unter dem Namen Sincerus in die Reihe der Mitarbeiter der „Neuen Welt“ eingetreten ist, denkt sicherlich von sich, seinem Thema und der „Neuen Welt“ nicht klein genug, daß er es mir übernehmen könnte, wenn ich mir nach dieser Einleitung erlaube, seine Arbeit auf jene Objektivität hin zu untersuchen, welche den guten Kritiker, den glaubwürdigen Kulturforscher und -schilderer auszeichnen muß.

Sincerus wirft sowol den Dramatikern als den Machthabern der französischen Revolutionsepoche vor, sie hätten keine Ahnung davon gehabt, daß „die Kunst, auch die dramatische ihre eigenen Gesetze“ habe, sie hätten sie zur „Magd der Politik“ gemacht, zur „Mätresse“, die mit erborgtem Flitter prangt, indem sie dieselbe in den Dienst politischer und sozialer Tendenzen gezwungen, und sie hätten sie so zum elenden Zugrundegehen an ihrer eignen Unnatur verdammt.

Unser Herr Mitarbeiter hat gewiß recht: die dramatische Kunst, wie jede andre, hat ihre eigenen Gesetze, welche ihr verbieten, sich in den Dienst der Politik, der Religion oder irgendeiner nicht in ihr, in der Kunst selbst, begründeten Tendenz zu stellen.

Waren aber etwa die französischen Republikaner die einzigen Leute, die das nicht begriffen haben?

Im Gegenteil: wenn die französischen Republikaner von 1789 das begriffen hätten, wären sie zu ihrer Zeit so ziemlich die einzigen gewesen, die sich auf diese Höhe der künstlerischen Erkenntnis hinaufgeschwungen hätten. In Frankreich wenigstens unzweifelhaft die einzigen; in Deutschland hatte ungefähr zwei Jahrzehnte vorher Lessing die dramatischen Gesetze dargelegt und begründet; in Deutschland wuchs eben erst zu jener Zeit in Schiller und Goethe die dramatische Kunst zu jener imposanten Reinheit und Größe empor, wie sie bei den neueren Völkern nur noch ein einziger Mensch — nur noch Shakespeare erreicht und — wie Literaturforscher meinen — überboten hat. Frankreichs Literatur lag während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts in tiefstem Verfall darnieder, und selbst das Genie des großen Voltaire war nicht im stande, Dramen zu schaffen, welchen ein andres Schicksal zuteil geworden wäre, als in die Rumpelkammer der Literatur- und Kulturgeschichte zu wandern und zu der Stellung des schätzbaren Materials für den gelehrten Forscher, der Beweisstücke für der Menschen Irthümer und Geschwacklosigkeiten hinabzusinken.

(Schluß folgt.)

Blicke in die Gewerbe- und Industrieausstellung zu Halle a/S.

(Fortsetzung.)

Das gemalte oder richtiger das aufgetragene Ornament, wie wir es auf den bürgerlichen Tonwaren finden, besteht in Punkten, Strichen, Schrift und geflochtenen Schnörkeln. Die Farben werden stark mit Ton verfezt und oft $\frac{1}{4}$ Centimeter stark aufgetragen, damit sie das Feuer aushalten, wodurch jedwedes Malen mit dem Pinsel unmöglich wird. Sollen bessere Ornamente mit dem Pinsel angebracht werden, so wird das Gefäß mit der anzuwendenden Farbe vollständig übergossen und werden

nach dem Trocknen der Farbe diejenigen Stellen, welche Grund bilden sollen, wieder herausgenommen. Das Brennen der Tongeschirre findet in ganz altherkömmlicher Weise in Ofen mit Holz statt. Besondere Muffeln (Rapseln) werden dabei nur selten angewendet, jedoch dienen größere Tongeschirre als solche für die mit Glasur begossenen Waren. Die großherzogliche Regierung hatte zu der oben angegebenen Zeit den Entschluß gefaßt, in Bürgel vorläufig für die Dauer von 6 Monaten einen provisorischen Zeichen- und Modellunterricht einzuführen, um so den dortigen Meistern, Gesellen und Lehrlingen eine größere Ausbildung für ihr Gewerbe zu geben, ferner eine zum Muster und Modell

dienende Sammlung anzulegen, drittens die Anschaffung von Formen behufs schnellerer Massenfabrikation anzulegen, und viertens einen nach neuem System eingerichteten Brennofen errichten zu lassen. Der Unterricht selbst war in der Weise verteilt, daß bei täglich ca. 2 Stunden Unterricht in der Schule selbst weitere 4 Stunden zum Besuche der einzelnen Werkstätten und direkter Unterweisung in praktisch-technischen Handgriffen dazwischen geschloffen. Denn das sollte ja das Hauptprinzip der Schule bilden, daß nicht nur die theoretischen Auseinandersetzungen, sondern auch deren Anwendung auf die Werkstätte gelehrt würden: es sollte gezeigt werden, wie durch einfache Kunstgriffe und technische Hilfsmittel eine Erhöhung der Herstellungskosten stilgerechtere und formreichere Arbeiten hergestellt werden können. Zu erwähnen ist noch, daß die Schule, deren Unterrichtsplan im großen und ganzen wie folgt festgesetzt war:

- 1) Modellieren nach Ornamenten und Gefäßen,
- 2) Architektonisches Zeichnen (Stillehre), Gefäßzeichnen,
- 3) Farbenlehre und deren praktische Anwendung,
- 4) Anleitung zum Gießen und Formen,

vom Herbst d. J. ab so gut wie möglich fortgeführt und dann zeitweise wieder ein Kurzus durch einen anderen sachverständigen Künstler erteilt werden soll. In wirklich vernünftiger Weise hat man von einer Herstellung feinerer Luxusgeschirre völlig abgesehen und sich ausschließlich an die sogenannte Hausmanufaktur, wie sie in jedem bürgerlichen Haushalte verlangt wird, gehalten. Was die äußere Erscheinung der bürgerlicher Ausstellungsobjekte anbetrifft, so läßt sie erkennen, daß vorwiegend antike Gefäßformen als Muster gedient haben. Auf eine reiche plastische Ornamentation ist wenig Gewicht gelegt worden, höchstens findet man hier und da ein Mascarion (phantastischer Kopf) oder eine leicht geschwungene Arabeske. Das Hauptgewicht ist auf eine schöne Silhouette der Wandungen, auf eine graziose, feine Form, wie sie den griechischen und etruskischen Werken eigen ist, und auf eine schöne Färbung gelegt. Verschiedene Töpfer zeichnen sich besonders durch die Herstellung eines Olivengrüns aus. Braun, kobaltblau, gelb, hellblau und blaugrau scheinen die beliebtesten Farben zu sein. Durch Zusammenstellung verschiedener Farben sind die schönsten Effekte erzielt. So sind verschiedene Gefäße in hellem Blau gehalten und mit ausgegrabenen, gelb gefärbten Arabesken ornamentiert. Erwähnenswert sind noch die allerliebsten, in kleinster Form als Spielwaren ausgeführten Topfgeschirre.

In ebenso schöner Weise wie die bürgerliche hat sich die sonneberger Industrie entwickelt.

Der Kreis Sonneberg oder das meiningener Oberland hat einen Umfang von 6 Quadratmeilen und 39 620 Einwohner. Es ist ein abgerundeter Teil des Herzogtums Sachsen-Meiningen-Hildburghausen und Saalfeld. An der nordöstlichen Ecke des Kreises, am Sandberg, zwischen Steinheid und Neustadt a. R., findet sich eine Auflagerung von Baltharstein und Sandstein, der wesentlich Veranlassung zu den zahlreichen Porzellanfabriken in Thüringen ist. Wenn der Boden des Kreises noch mannichfache andere Schätze an Mineralien birgt, so bestet sein Hauptreichtum doch in den vorzüglichen, mit größter Sorgfalt gepflegten Wäldungen, welche 53 pCt. der Gesamtoberfläche bedecken und nicht nur das nötige Brennholz, sondern auch das in verschiedenster Weise zu Industriezwecken verwante Block- und Wertholz liefern. Mit der Hebung und Verarbeitung dieser Schätze an Holz und Mineral ist der größere Teil der Bevölkerung beschäftigt und findet darin seine Hauptnahrungsquelle. Nur ein geringer Teil beschäftigt sich ausschließlich mit Landwirtschaft, die nicht einmal den Bedarf an Kartoffeln ganz zu befriedigen imstande ist.

Die Industrie, auf die der Bewohner aus zweifachem Grunde hingewiesen wurde, begann mit der Ausbeutung des Wabes, und zwar mit Gewinnung von Kienruß, Pech und Pottasche. Im Laufe der Zeit ist diese Industrie gänzlich verschwunden, hauptsächlich wohl durch Aufindung der Mineralien. Man verfolgte die Quarzfelszüge und fand wol auch Gold (Steinheider Goldbergwerke und Goldwäschereien im Grämpen- und Schwarzastluffe), aber auch, was viel wichtiger geworden ist, den trefflichen Wezstein auf dem Hitenberge bei Siegmundsburg und den Eisenstein. Den Handel mit Wezsteinen, die auch noch auf einigen Vorbergen, dem Stadtberge und Gundersbach bei Sonneberg, gefunden wurden, mögen nürnbergische Kaufleute in Schwung gebracht haben, welche auf der Hauptstraße nach Norden die Gegend vielfach besuchten. Doch wurden die Wezsteine auch zeitig durch einheimische Händler vertrieben und hierdurch die Verbindung der Industrie mit dem Handel begründet, die heute noch besteht. Das Vorkommen des Kaolinandes, des feuerfesten Tons bei Rippendorf (Herzogtum Sachsen-Koburg, 2 Stunden Entfernung von Sonneberg), sowie der außerordentliche Holzreichtum, für den früher bei der dünnen Bevölkerung, sowie dem Mangel an Abzügen keine Verwendung sich fand, führten die Entwicklung der Glasindustrie herbei. Dieser Industriezweig wurde im Jahre 1595 eingeführt durch Hans Greiner aus Schwaben und Christoph Müller aus Böhmen, die als Religionsverfolgte hier Schutz suchten. Produziert wurden ursprünglich geblasene, runde Fenster, sogenannte Buzenscheiben oder Dohseugen, später Holzglas, meist Triit- und Apotergläser. Seit Beginn dieses Jahrhunderts trat die Fabrikation von Perlen und Glaspielwaren hinzu. Die Glasindustrie hat ihren ursprünglichen Sitz Lauscha, in einem Seitental der oberen Steinach gelegen, beibehalten und sich von da aus über die nächstliegenden Ortlichkeiten verbreitet, von denen Zgelschub und Steinheid zum Kreise gehören. Nach langen, mühsamen und kostspieligen Versuchen gelang es dem Glasfabrikanten Gotthelf Greiner in Limbach, ein dem meißener

wenig nachstehendes Porzellan herzustellen und zur Errichtung einer Porzellanfabrik im Jahre 1772 von der herzoglichen Hofkammer in Meiningen die nötige Konzession zu erlangen. Wenn auch an verschiedenen Orten fast zu gleicher Zeit Porzellanfabriken errichtet wurden und die Konkurrenz eine bedeutende war, so war doch das Limbacher Porzellan ein geachteter Artikel und fand weithin Absatz. Gotthelf Greiner hat sich durch sein rastloses Streben und unermüdete Tätigkeit einen hervorragenden Platz in den Annalen der heimischen Industriegegeschichte gesichert.

Hand in Hand mit diesen Entwicklungen, die sich mehr in dem nördlichen Teile des Gebirgslandes vollzogen, fand am östlichen Teile desselben die Holzschmizerei Eingang, hauptsächlich in dem auf langgestrecktem Berggründen an der alten nürnberg-sächsischen Heer- und Handelsstraße gelegenen Judenbach. Die Bewohner dieses Dorfes waren im Sommer wohl meistens im Walde als Holzmacher und Köhler beschäftigt oder sie dienten als Vorspanner und dergleichen dem reichen Straßenverkehr. Wenn jedoch im Winter die Arbeiten im Walde aufhörten und der tiefe Schnee den Verkehr unterbrach, so besaßte man sich mit Herstellung der gewöhnlichsten Haus- und Küchengerätschaften, als Tellern, Schüsseln, Löffeln, Mehlstäbchen, Salzwezen, Schindeln u. dgl., zu deren Herstellung die Wäldungen um Judenbach ein treffliches Material lieferten. Angeregt jedoch durch den lebhaften Verkehr auf der Straße, sowie durch Emigration aus dem Salzammergute, ging diese primitive Fabrikation zu ähnlicher Holzschmizerei über, wie sie in früherer Zeit im Salzammergute ausgeführt wurde. Der Vertrieb der gefertigten Waren lag zuerst in den Händen der nürnbergischen Kaufleute, verpflanzte sich jedoch schon zeitig auf das durch Wezstein und Nagelhandel kommerziell angeregte Sonneberg. Vertrieben wurden die Waren in Deutschland auf Messen und größeren Märkten. Durch Gründung ausländischer Etablissements eröffneten die sonneberger Kaufleute Abzwege auch nach dem Norden Europas, nach England, Dänemark, Schweden, Rußland bis Moskau, Astrachan und Archangel. Diese Zeit ist die erste Periode in der Geschichte des sonneberger Handels.

An diese Holzschmizereien schlossen sich die ersten plastischen Gebilde von Spielwaren, hergestellt aus Brotteigmasse in ähnlicher Weise, wie früher in den Klöstern des bairischen Hochgebirges. Die Fabrikate wurden mit Vergoldung und Farben schön ausgestattet, waren jedoch auch mannichfachen Gefahren ausgesetzt.

Von Judenbach aus dehnte sich, nachdem der Vertrieb von den nürnbergern auf die sonneberger Kaufleute übergegangen war, die Spiel- und Holzwaren-Industrie weiter aus auf Steinach, Steinheid, Hämmern. Hauptsitz der Fabrikation wurde Sonneberg. Der hauptsächlichste Artikel, der um diese Zeit entstand, sind die Puppen. — Mit Eintritt der Papiermaché-Fabrikation gestaltete sich die Spielwaren-Industrie in der mannichfachsten Weise aus. Neben den älteren Artikeln, als Schnorren, Schachteln, Näkästen, Flinten, Säbeln u. s. w., die größtenteils bemalt in den Handel kamen, wurden auch plastische Gegenstände fabriziert, als Tiere, Karikaturen, die ebenfalls bemalt wurden. Es bildete sich so eine bis ins kleinste gehende Teilung der Arbeit in der Hausindustrie aus.

Einen kräftigen Aufschwung nahm die Spielwaren-Industrie, seitdem man anfing, bei Herstellung der plastischen Gebilde größere Sorgfalt auf die Schönheit der Form zu verwenden. In dieser Beziehung hat sich namentlich Vandorf in Sonneberg durch seine Zeichen- und Modellierhülle höchst verdient gemacht. Ihm verdanken nicht nur viele, viele Sonneberger, sondern auch auswärtige Schüler eine Ausbildung, deren Spuren noch heute wahrnehmbar sind.

So reifte die heimische Industrie unter stetem Fortschritt zu ihrem heutigen Stande heran.

Wir können von diesen Gruppen nicht scheiden, one der sich ebenfalls in ansgezeichnetem Art repräsentierenden Ausstellung von meißener Porzellanfabrikanten noch einen Blick zuzuwenden. Wie bekannt, ist der erste Antriebe zu der nachmals weltberühmt gewordenen Porzellanfabrikation der Elbestadt dem im Jahre 1682 zu Schleich geborenen J. F. Böttger zu danken, den seine Versuche, Gold zu machen, dahin führten, eine braun-rote Tonware herzustellen, welche man heute als feines Steingzeug bezeichnen würde. Die einzige zur Porzellanherzeugung sich eignende Tonart, die Porzellanerde, war Böttger noch unbekannt. Der Scharfsichtigkeit eines sich für seine Versuche interessierenden Freundes, des Physikers Tschirnhausen, gelang es, in einer weisen, bei Aue im sächsischen Erzgebirge gegrabenen und als Puderjurrogat verwendeten weissen Erde endlich den lange ersehnten Stoff zu entdecken. Böttger und Tschirnhausen stellten hierauf gemeinschaftlich im Jahre 1710 auf der Albrechtsburg in Meissen das erste edle Porzellan in Deutschland her. Im Jahre 1711 wurde sodann die meißener Porzellanfabrik gegründet, welche sich im Laufe der Zeit zu großer Blüte emporarbeitete und ihre hervorragende Stellung im Weltmarkt trotz der vielen entstandenen Konkurrenz-Etablissements bis in die neueste Zeit sich zu bewahren gewußt hat.

Dieser Stellung gemäß präsentiert die königlich sächsische Porzellan-Manufaktur in Meissen sich in der halbeschen Ausstellung durch eine sehr umfassende Kollektion von prachtvollen Vasen verschiedenartiger Gestalt mit Malereien nach Schwind, Wendemann u. a., reizenden Gruppen und Figuren nach Modellen von Hähnel, Schilling, König, Schwabe u. s. w., Tafelaufsätzen, Leuchtern, Uhren, Tafel- und Kaffee-Services, denen bei der Herstellung eigene Entwürfe der Fabrik zugrunde gelegen haben, reichverzierten Dessert-Tellern, Spiegeln, Konsolen und dergleichen mehr.

Das Auge des Beschauers ist bei der Betrachtung der einzelnen Gegenstände entzückt in Folge der schönen Modellierung, der reizenden Malereien und der Vortrefflichkeit der gesamten technischen und künstlerischen Ausführung. Die weithin leuchtende Aufschrift „goldene Medaille“ läßt erkennen, welche günstige Beurteilung sie durch das Preisgericht erfahren haben.

II. Der Pavillon für kunstgewerbliche Altertümer.

Der Grundriß des schon im Eingange dieses Berichtes besonders hervorgehobenen Pavillons ist etwa folgender. Man denke sich zwei ca. 16 Schritte lange und 6 Schritte breite Hallen, welche sich rechteckig in der Mitte kreuzen und in jeden der vier Außenwinkel dieses Kreuzes wiederum eine vieredrige Halle eingefügt, denke sich ferner an dem Anfang der einen Kreuzhalle den Eingang und an dem entgegengesetzten Ende einen halbkreisförmigen Raum als Abschluß, so wird die Grundrißdisposition dem Leser ziemlich klar werden. Breite Granitstufen führen zu dem Rundbogeneingange hinan. Ueber der Vierung der sich kreuzenden Hallen ruht ein mit Oberlicht versehenes Kuppelgewölbe. Das Licht fällt, außer durch das Oberlicht in der Vierung, durch kleine gekuppelte Rundbogenfenster herein. Der Fußboden ist mit dunklen Fliesen belegt. Die Decoration hat sich auf einen pompejanisch-roten Farbenanstrich der Wände mit einigen Deckmalereien beschränkt, da die Farbenpracht der aufgestellten Kirchengewänder, Teppiche und Bilder eine solche unnötig erscheinen ließ. Hervorzuheben sind jedoch die trefflichen Werke des Altmeisters Goethe, welche, die Wände zierend, auf den Inhalt dieser Städte Bezug haben. Ueber dem Eingang stehen jene goldenen Worte:

Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
Der hat auch Religion,
Wer jene beiden nicht besitzt,
Der habe Religion.

Und an der rechten Wand:

Wer ist Meister? Der was erfaut,
Wer ist Gefelle? Der was kann,
Wer ist Lehrling? Jedermann.

An der linken Wand:

Was ist dem Kunst und Altertum,
Was Altertum und Kunst?
Genug, das eine hat den Ruhm,
Das andere die Gunst.

Und an den Wänden des hinteren halbkreisförmigen Raums:

Nicht verwende
Finger und Hände;
Hier nur taugen
Offne Augen.

Und nun zu den kunstgewerblichen Altertümern, welche diesen Raum zieren und ihm jene höhere Weihe verleihen, die von den feinsten und edelsten Erzeugnissen des sinnenden Menschengesistes auszugehen pflegt. Sowol Staats- wie Kommunal-Institute, kirchliche Behörden und Private haben beigeuert, so daß alles dasjenige, was das Ausstellungsgebiet an kunstgewerblichen Altertümern birgt, in der größten Mehrzahl beisammen ist. Die Mitte des Raumes, also unter der Kuppel, wird von einem hülsenförmigen, großen Kasten eingenommen, dessen schrankeartiger Aufsatz auf der First des schräg geneigten Daches eine moderne, schön gearbeitete Schmiedearbeit als Dachreiter trägt. Hinter den blühenden Scheiben dieses Kastens sind alte weißer Porzellane, in Blau oder mit bunten, gemalten und plastischen Blümchen decoriert, aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts stammend, ferner blau decorierte fürstlicher Porzellane aus derselben Zeit, sogenanntes Schaperglas aus dem siebzehnten Jahrhundert, venetianische Gläser, geschliffene Kristalle aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts, Elfenbeinpolale derselben Zeit, geätzte Kaffeetrenner, der bekante halleische Schützenkranz, gefertigt um 1601, getriebene Silberhumpen aus der Zeit des Barock, der Kelch der Fischerinnung zu Klein-Wittenberg aus dem Jahre 1805, ein prächtiges, silberbeschlagenes Trinkhorn aus dem naumburger Rathause, ein chinesisches Tafelservice, in der bekanten Blaumalerei ausgeführt, aus dem siebzehnten Jahrhundert, ein reizendes weißer Service, in Weiß und Gelb, mit Blümchen decoriert, aus dem achtzehnten Jahrhundert, ein großblumiges, auf dem Grunde weißes Tafelservice für zwölf Personen, das in Meissen um 1750 gefertigt wurde, altdenische Steingulkrüge, eine Wedgewood-Kanne (spr. Neddschwuhd, englisches Steingut), deren weißes, fein ausgearbeitetes Ornament sich vom blauen Grunde wunderbar abhebt, und endlich die kostbaren Schätze der Schloßkirche zu Quedlinburg, der St. Andreaskirche zu Eisleben und der Kirchengemeinde Divi Blasii zu Mülhausen in Thüringen ausgelegt. Von Quedlinburg ziet besonders der angebliche Reliquienkasten Ottos I. die Aufmerksamkeit auf sich: Wände und Deckel sind ganz aus Elfenbein gearbeitet, mit mannigfachen Goldzieraten und zum Teil sehr kostbaren Steinen (unter denen in der Mitte des oberen Randes ein großer ovaler Karfunkel) besetzt, der Boden aus einer Silberplatte bestehend. Die Seitenwänden zeigen in Rundbogen-Nischen die lebhaft bewegten Gestalten der 12 Apostel in trefflicher Schnitzerei. Diese Figuren gehören zu den vorzüglichsten Zeugnissen des Aufschwunges, welchen die Kunst in Deutschland um den Schluß des 12. Jahrhunderts genommen hat. Neben diesem Reliquarium ruht eine Kristallflasche in Gestalt einer Tiara

(dreifache Krone der Geistlichen), welche aus dem Ende des 10. Jahrhunderts herkommt. Quedlinburg besitzt drei solcher Kristallflaschen, welche, verschieden in Fassung und Ornamentation, sehr interessante Ueberreste aus der Zeit Ottos III. sind und als wichtige Zeugnisse für den ornamentalen Stil in den Skulpturen dieser Periode erscheinen. Das bekante Evangelienbuch, geschrieben vom Presbyter Samuhel gegen Mitte des 10. Jahrhunderts, mit dem kostbaren, im 12. Jahrhundert in Filigran (seiner Dratarbeit), edlen Steinen und byzantinischem Email ausgeführten Deckel liegt ebenfalls aus. Von den übrigen Gegenständen sei noch auf einen schönen, aus dem vierzehnten Jahrhundert stammenden Kelch der St. Andreaskirche zu Eisleben aufmerksam gemacht, ferner auf eine goldene Denkmünze vom 25. Juni 1630, die zur Feier des 100 jährigen Gedächtnistages der augsbürger Konfession geschlagen wurde, auf den silbernen Reiselöffel des Kaspar Aquila, welchen ihm angeblich Luther geschenkt haben soll, und auf einen aus der Gemeinde Divi Blasii zu Mülhausen in Thüringen herrührenden, reich gearbeiteten, teilweise getriebenen Kelch mit schönem Mittelnoten, aus dem Jahre 1612 stammend, der als ein Beweis gelten darf, wie auch die deutsche Spätrenaissance noch schöne stilgerechte Gold- und Silberarbeiten geliefert hat. Weiter schließt sich das silberne Reisebesteck Aug. Herm. Franke, des Stifters des halleischen Waisenhauses, an. Ferner ein aus der Barockzeit stammendes, in Silber getriebenes Taufbecken der schon genannten Gemeinde Divi Blasii zu Mülhausen in Thüringen und ein silbervergoldetes, prächtig getriebenes Taufbecken, von 1682 her stammend, aus der halleischen St. Ulrichskirche. Die figürlichen Darstellungen dieses Beckens, von denen die im Boden der Schale die Taufe Christi im Jordan vorstellt, sind von vorzüglichster Vollendung. Auf den reichen Schmuck der Wände, der in Altardecken, Rücklaken, Teppichen, Kirchengeschäften u. s. w. besteht, näher einzugehen, ist in Kürze unmöglich. Genug, daß an der rechten Wand ein aus dem 14. Jahrhundert herrührendes und aus dem Ursulinerinnenkloster zu Erfurt stammendes gewirktes Rücklaken mit figürlichen Darstellungen, unter denselben das bekante, aus der kramnacher Schule stammende Gemälde: Die zehn Gebote, oder die zehn Todsünden, rechts und links daneben zwei aus dem Waisenhaus stammende prächtige Holzschneide, die unter reicher Renaissance-Bogenarchitektur die lebensgroßen Figuren Luthers und Melanctons zeigen, und darunter eine Bekleidung der Luther-Kanzel der St. Andreaskirche zu Eisleben, welche um 1500 angefertigt sein dürfte, und Figuren in Hochrelief, alle in Stoff und Stiderei hergestellt, unter baldachinartigen Bogenstellungen, ferner Wappen u. s. w. vor Augen führt, aufgehängt sind. Rechts und links von dieser Wand-decoration ist an den Pfeilern des Raumes ein Terracotta-Relief (Terracotta = gebrannter Ton), den Kurfürsten Moriz von Sachsen darstellend, und eine aus dem Barfüßler-Kloster herrührende, 1587 geschnitzte Holztafel mit bunt bemaltem Blattornament angebracht. An der linken Wand des Raumes hängt ein aus dem 15. Jahrhundert her stammender Teppich des naumburger Domes — eine prachtvolle Arbeit, die sich von dunkelgrünem Grunde abhebende Nellen, deren Stengel und Blätter hellgrün und deren Blüten rot sind, aufweist. Von dem Teppich hebt sich ein alter Venetianer-Spiegel ab, während auf dem Fußboden eine prächtige Bank mit reicher Elfenbein-Intarsia und mehrere zugehörige Stühle sich befinden. Kostbare Uhren, dieserseits Delgemälde der oberdeutschen Schule zc., geätzte Arbeiten u. dgl. vervollständigen auf dieser Wandseite die Decoration. Die kostbarsten Teppichschätze birgt der hintere Raum. Hier ist ein Teil jener gewirkten Decke aufgehängt, welche die Hebräerin Agnes II. (1184—1204) nach der Chronik der Stiftsbibliothek angefertigt haben soll. „Diese Hebräerin,“ sagt der Chronist, „hat bei ihren Zeiten schöne Bücher mit ihren eigenen Händen geschrieben und hat sie mit Figuren schön illuminiert: ingleichen köstliche Teppiche mit ihren Jungfrauen gewirkt, so einen von 24 Schuh lang und 20 breit, darauf die ganze Philosophie gewirkt und genähet war, welche sollten dem Papst nach Rom geschickt werden, aber ist nach dem verblieben. Und sind noch jezo zu finden in der Stiftskirche, und waren ausgebreitet auf dem hohen Chor.“ Nach dem Ausdruche des Chronisten ist die ganze Philosophie „eingewirkt“, anscheinend liegt aber eine kleine Verwechslung zugrunde, denn auf der blauen, mit goldfarbenen Sternen durchwirkten Decke ist dargestellt die von Marcianus-Capella so eigenartig beschriebene Vermählung des Mercurius mit der Philologia (Personifizierung der Sprachwissenschaft). Es sind ferner bildliche Darstellungen byzantinischen Stils eingewirkt, die eine Würde und Anmut der Hauptformen, vornemlich eine Durchbildung im Faltenwurfe zeigen, welche bei einem Werke so früher Zeit unser Erstaunen hervorrufen muß. Die Bilder bestehen aus scharfen Umrißzeichnungen mit einfacher Farbensausfüllung, doch mit einer gewissen Schattenangabe, so daß ihnen das silhouettenartige genommen ist. Noch sei auf die eingewirkten lateinischen Sprüche und zu Häupten der Figuren angebrachten Namen, von denen man Pietas (Frömmigkeit), Justitia (Gerechtigkeit), Temperantia (Eudul) zitiert werden kann, aufmerksam gemacht. Neben diesem Schatz der quedinburger Schloßkirche ist ein kostbarer Teppich mit der Figur des Bischofs Peter v. Schleinitz († 1468) aus dem naumburger Dom und ein in kreuzförmig stilgerecht ausgeführter Teppich aus dem jenesen Fränklingstift ausgebreitet. Außer dem hier geschilderten kostbaren Wandschmuck birgt dieser Raum noch ein prächtiges, goldbrokatenes Messgewand des Thilo von Trotha, welches um 1500 angefertigt wurde und im Eigentum des merseburger Domes ist, ferner eine aus dem 16. Jahrhundert herrührende, in Seidenstickerei auf Leinen hergestellte Casula (Messgewand) des erfurter

Domes. Zwei lebensgroße bemalte und vergoldete Holzfiguren, die heilige Barbara und einen Bischof mit Stab und Inful darstellend, sind Arbeiten des 15. Jahrhunderts, welche vom Altar der Andreaskirche her stammen. Endlich ist noch eine in Holz geschnitzte Statue des Königs David, der, mit Krone und Harnisch angetan, die Harfe spielt, hervorzuheben, — ein Werk aus der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts, welches Eigentum der halleischen St. Ulrichskirche ist. Daß der berühmte Kelch der St. Ulrichskirche mit der prachtvollen Emailmalerei vorhanden ist und den Hauptziehungspunkt bildet, ist natürlich. Das kostbare Werk halleischer Goldschmiede- und Emailkunst des 16. Jahrhunderts set auf einer Tafel; neben ihm liegen zwei alte, reich beschlagene Bibeln aus den Jahren 1683 und 1700. Ueber dem Tisch hängt von der Decke des Raumes die bekannte, aus dem 12. Jahrhundert stammende Bronze-Hängelampe des erfurter Domes, welche aufs schönste dardart, wie die Tradition der alten römischen Lampenform sich durch das ganze Mittelalter ziemlich rein erhalten hat. Schließlich ist noch der vier Ecksäulung des Raumes zu gedenken. Hier sind deutsche Steingutgefäße aus dem 14., 15. und 16. Jahrhundert, antike Gefäße aus dem 4. Jahrhundert vor Christo, die Marmorkopie eines in Pompeji gefundenen Homerkopfes, getriebene Silberarbeiten aus der Barockzeit, bunte Gläser, den Halloren gehörend, die Gerichtsschwerter des heiligen Salomons, dessen wir noch näher erwänen werden, z. c. ausgestellt. Dann sei besonders auf einige französische Fächer aufmerksam gemacht, von denen einer bemalt und am vergoldeten Griff reich mit Edelsteinen und Email verziert ist, ferner auf ein zweites Exemplar, eine japanische Arbeit, deren einzelne Teile aus Fischgräten in der kunstvollsten Weise ausgeschnitten sind. Daß noch eine unendliche Menge kleiner Kunstsachen, zierlicher Uhren, mit Email decorirt, Riechfläschchen, wie sie die Kunst des Barock und Rococo schuf, venetianischer Flügelgläser, berliner Porzellane des vorigen Jahrhunderts, Spizen, Stoffe, Wachsfiguren, Holzschmuckereien u. s. w. anzutreffen ist, mag hier nur noch kurz erwähnt werden. Die in dem Eckfächer zur Linken ausgestellten Gegenstände erinnern uns vor allem an den Einfluß Frankreichs auf das gesellschaftliche Leben im vorigen Jahrhundert. Finden wir doch hier selbst eine niedliche goldene Schnupftabakdose französischer Arbeit mit inliegendem noch niedlicherem Köffel, mit dem die Frauen der vornehmen Stände damals das wolriechende Pulver an ihre zarten Nasen führten. Die weiter an den Wänden placirten, mit Gold ausgelegten Schmuckkränze, Uhren, großen Spiegel mit Perlmuttermrahmen, mit Sidererien (Schäfer- und Gartenjungen) versehenen Tische und Stühle, Wachsfiguren, Medaillons mit Bildern im Wertheekostüm (worunter in dem vorhin erwähnten Eckfächer sich besonders ein hervorragend schönes Portrait in Email auszeichnet), allerhand verschiedenen Schmucksachen und schließlich eine prachtvoll geformte Bettdecke in dem rechten Seitenraum lassen uns der behaglichen Einrichtung reicher deutscher Bürgerhäuser, in denen man diese Gegenstände im vorigen Jahrhundert finden konnte, gedenken, und wir würden gern bei einzelnen derselben länger verweilen, wenn wir uns nicht in die Notwendigkeit veretzt sähen, jetzt vom Pavillon für kunstgewerbliche Altentümer Abschied zu nehmen. (Fortsetzung folgt.)

Gestörte Sontagsmusik. Daß es in diesem irdischen Jammer-tale keine ungetriebene Freude gibt, das zeigt uns wieder einmal so recht der Vorgang, welcher sich in der durch unser Bild auf Seite 604 dargestellten nordischen Bauernstube abspielt. So gar betrübend ist die hier verübte Störung nun freilich nicht, wie die vergnügten Gesichter zeigen — es hat nur die zum Hausstand gehörende Familie der besessenen vierfüßigen Haustiere ihrem musikalischen Drange nachgegeben und akkompagnirt nach Herzenslust den ob ihrer Schönheit etwas zweifelhaften Tönen, die Worten seiner Harmonika entlockt. Wir brauchen wol nicht besonders nachzuweisen, daß die im Vordergrunde links befindlichen Glieder des „zarten Geschlechts“ beim „ästhetischen Thee“ versammelt sind, um über dieses oder jenes, was im Laufe der verfloffenen Woche wichtiges oder auch unwichtiges passirt ist, weisen Rates zu pflegen und den oder jenen aus dem Dorfe tüchtig durchzuhecheln. Zur würdigen Gestaltung dieses nicht selten wiederkehrenden Festes hat es nun Worten, der erste und einzige Son und spätere Erbe des Hauses und was dazu gehört, unternommen, die den Redestrom hier und da unterbrechenden Pausen mit seinen künstlerischen Leistungen entsprechend auszufüllen und somit den edlen Gemüthern der am Theekränzchen teilnehmenden die nötige Ruhe zur Sammlung zu geben sowie sie in die zur Weiterführung der Unterhaltung nötige Stimmung zu versetzen. Und seine Musik vermittelt diese Stimmung, das bezeugt schon die Wirkung, welche sein Spiel der dort ebenso wie bei uns beliebten Melodie des weltbekannten Liedes: „Lott' ist tot“, ferner sein musikalischer Vortrag des „Heil dir im Siegertranz“, „Mädle rud', rud', rud'

an meiner grünen Seite“ u. s. f. auf seine Zuhörer ausübte. Nur die alte graue Miez, ein sonst sehr friedliebendes Tier, das inmitten ihrer drei jüngsten Sprossen andächtig den Tönen gelauscht, hat mitunter darob recht zweifelnd das Haupt geschüttelt, one jedoch vorläufig über ihren stummen Protest hinauszuweichen. Als aber jetzt die Töne eines neuen Liedes erklingen und zwar in jener herzzerreißenden Weise, die selbst den nervenstärksten Menschen zur Verzweiflung bringt, da wird es unserer musikalisch weniger grob fühlenden Katzenmutter zu bunt und ein Gefühl, jenem, das nach allzueifrigem Kultus des Bacchus oder Gambrius sich gar zu gern in den Eingeweiden der Menschen zeitweilig einstellt und seinen vielfagenden Namen den Katzen nicht gerade zur Ehre trägt — nicht unähnlich, nur ergreifender, bemächtigt sich ihrer. Und sie läßt diesem ihrem Gefühl auch freien Lauf und gibt ihm durch entsprechende, ihrem überquellenden Herzen entströmende Weisen lauten Ausdruck. Ihre Kleinen, wolerzogen wie sie sind, fülen nicht nur mit ihr, sie begleiten sie sogar pflichtschuldigst; ja, die jüngste hat sogar mit einigen Sätzen den breiten Budel des werten Sontagsmusikanten erklommen und findet in ihrer gestörten Gemüthsstimmung noch die nötige Zeit, bedächtig auf das unheilvolle Instrument herabzuschauen, gleichsam als wolle sie die Naturgeschichte dieser musikalischen Reproduktion ergründen. Daß dem Konzert der fünf nicht jedermann one starke Belästigung seines Trommelfells zuhören kann, wird niemand bezweifeln wollen. Besagtes Organ scheint jedoch bei dem Zuhörerkreis auf unserer Illustration in sehr solidem Zustande zu sein, denn Mienen und Haltung desselben zeugen durchaus von keiner Störung der Gemüthsstimmung, und wol mancher, den die Malrätirung eines Pianofortes seitens eines musikalischen Nachfisches zur Verzweiflung bringt, hat Grund, diese nordischen Leute mit ihrer robusten Körperkonstitution zu beneiden.

Eine Eisenbahnniederfahrt von dem Berg Washington in Neuhamphire. (S. 605.) Angesichts der gigantischen Leistungen der Technik auf dem Gebiete des Verkehrswezens ist der Gedanke nicht unberechtigt, welcher für die moderne Technik gar keine unüberwindlichen Schwierigkeiten mehr gelten lassen will. Der Durchstich des Mont Cenis und des Gotthardt, des Tunnels von Calais nach Dover u. dgl. vollendete und noch der Ausführung harrende Riesenprojekte, deren Unternehmung vor noch nicht allzulanger Zeit für Wahnsinn gegolten hätte, bestätigen dies. Wer hätte es wol früher für möglich gehalten, daß sowol die Reisenden wie die Waren des Kaufmanns auf den eisernen Schienenwegen, die Eingeweide jener Felsenberge durchschneidend, auf denen die Raubritter in ihren Burgen früher ungehindert hausten, ihre Fahrt friedlich und ungestört unternehmen könnten, und wer hätte dabei gedacht, daß das eiserne Pferd hohe, nur mühsam zu ersteigende Berge erklettern und von ihnen pustend herabsteigen würde! Und mit welcher Sicherheit das alles geschieht! Man könnte versucht werden, sogar die Idee Jules Verne's, eine Reise nach dem Mond in einem großen, von einem Monstrum von Kanone abgeschossenen Projektil zu unternehmen, nicht mehr für eine Münchhauseniade, sondern für ein wirkliches auszuführendes Vorhaben zu halten. Denn, wenn einmal alle technischen Hindernisse überwunden sein werden, die Kühnheit, es zu tun, ist, wenigstens bei den Amerikanern, vorhanden. Eben gerade darin unterscheidet sich der Amerikaner wesentlich vom Europäer, daß er ein Waghals ist. So haben wir z. B. Bergbahnen, deren Anlage nicht minder schwierig ist und die ebenso und noch höher steigen als die, welche unsere Illustration zeigt, aber die Bauart keiner dürfte einen so leichten Charakter aufweisen, wie diese. Ein schmales, hohes Holzgerüst, nur die Schienen sind aus Eisen — würden uns unsere Nerven nicht im Stich lassen, wenn wir die steile und gefährliche Fahrt mitmachen! Und ist der Berg, den sie erklimmt, auch nicht so hoch wie der Nigi, so sind seine 2097 Meter über dem Meeresspiegel doch schon eine ganz respektable Größe. Die 1866 begonnene und 1870 im Bau vollendete Bahn ist ca. drei englische Meilen lang, beginnt bei einem 890 Meter über dem Meeresspiegel liegenden Punkte und steigt 1207 Meter aufwärts. Ihre durchschnittliche Steigerung beträgt fast einen Meter auf vier Meter Länge. In eine entsprechend geformte, zwischen den beiden gewöhnlichen Eisenbahnschienen liegende Schiene greift ein Kamrad, wodurch eine größere Sicherheit der Fahrt herbeigeführt wird; wesentlich trägt hierzu noch eine Hemvorrichtung bei, die nach irgendwelcher Unordnung am Zeuge dieses sofort zum Stillstehen bringt. Aber die Reise durch die romantische Landschaft mit ihren riesigen Massen der „Weißen Berge“, ihren finsternen Abgründen und herrlichen Tälern, wie den von den Felsen lastadenartig herabstürzenden Bächen und Flüssen soll sich verlonen und die eventuellen Gefahren schon aufwiegen, — das wußten jedenfalls auch die Unternehmer dieses Wertes.

Inhalt. Herrschen oder dienen? Roman von M. Kautsky (Fortsetzung). — Bilder aus dem Privatleben der Griechen und Römer, von Dr. Max Vogler. — Aus Deutschlands schlimmster Blut- und Eisenzeit. Historische Novelle von Carl Cassau (Fortsetzung). — Tendenzkritik und Tendenzdramatik. Eine Entgegnung wider die Arbeit „Das Teater zur Zeit der französischen Revolution“ von B. Sincerus in der „N. W.“ Nr. 47, 48. Von Bruno Geiser. — Blide in die Gewerbe- und Industrieausstellung zu Halle a/S. (Fortsetzung.) — Gestörte Sontagsmusik (mit Illustration). — Eine Eisenbahnniederfahrt von dem Berge Washington in Neuhamphire (mit Illustration).